

Das Werk



Christnacht.

Holzschnitt von Josef Madlener.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIII. Jahrg.

Düsseldorf



Dezember 1933

Heft 12

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIII. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1933

Heft 12

Vom unscheinbaren Opfer.

In der stillen Geschäftigkeit, in den unscheinbaren Opfern wird der höchste Preis des Lebens erreicht. Gerade die Alltäglichkeiten des Lebens sind es, in denen sich das Erhabenste, das unser Leben kennt, in denen Tugend, Glauben und Liebe sich verkünden.

Eure Tugend erweist ihr nicht, indem ihr den Giftbecher trinkt oder euch ans Kreuz schlagen lasset für eure Brüder, sondern in tausend niedrigen Dienstleistungen in der Hütte der Armut, am Krankenbett und in der Kinderstube.

Euren Glauben erweist ihr nicht, indem ihr hinauszieht in die weite Welt, um euch Hütten zu bauen im Urwald und wilden Völkern das Evangelium zu verkündigen, sondern in der Treue und Geduld, in der ihr eures kleinen Amtes wartet.

Eure Liebe erweist ihr nicht, indem ihr füreinander sterbt, sondern in tausend kleinen Diensten, Gefälligkeiten, Rücksichtnahmen, die in der Tat zu geringfügig sind, als daß wir ein Weiteres von ihnen reden möchten.

So sind es eben jene alltäglichen Sorgen des Lebens, es ist die geringgeschätzte Tätigkeit jedes Tages, in denen sich die höchste Aufgabe des Menschen zu verwirklichen vermag. Auch diese geringen Dienste sind nötig zum Wohle des Ganzen, auch in ihnen habt ihr Gelegenheit, jede Tugend zu üben, jede Vollkommenheit euch anzueignen, und aus ihnen summiert sich Sandkorn für Sandkorn ein Leben, das sich nicht durch einzelne Glanz- und Höhepunkte, aber durch den Geist, der das Ganze durchdringt, rechtfertigt.

Adolf Hausrath.

Der deutsche Christ.

Zwei Stücke aus dem Sachsengesang „Der Heliand“.

Aus dem Vorwort des Übersetzers:

Was Klopstock versuchte und nicht vermochte, das christliche Epos zu dichten, das war vor tausend Jahren einem neubekehrten Sachsen gelungen. Nicht das fränkische Schwert, die Herrlichkeit des Christentums, die himmlische Milde seiner Lehre hatten ihn dem Friedenskinde Gottes gewonnen. Seinen Namen verschweigt er, bescheiden tritt er zurück hinter seinem Volke, dessen Stimme er ist, wie in aller echten, epischen Dichtung die Persönlichkeit des Sängers vor seinem großen Gegenstande verschwindet. In diesem Sinne ist es wahr, daß der Heliand das einzige christliche Epos sei, das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christentum. Wir sehen den Schauplatz in die deutschen Wälder gerückt, vor Burgen mit hochgehörnten Zinnen, die Apostel sind sächsische Rotten, und nicht selten bricht die hochherzige Gesinnung deutscher Helden hervor, die rührende Treue der Degen zu dem fürstlichen Gebieter und Herrn. Das Maß ist die uralte epische Langzeile, noch statt des Reims mit Liedstäben geschmückt. Anfangs klingt es fremd; aber wie wir weiterlesen, wird es uns heimischlieb und vertraut, und seine leichte Bewegung weiß uns anmutiger zu fesseln als die gewohnten eintönig gemessenen Reimzeilen.

Bonn, im September 1856.

Karl Simrock.

Josephs Traum.

Nicht lange, so geschah es,
Daß im Schlaf ihm erschien | des Erschaffers Engel,
Des Himmelskönigs Bote, | daß er sie heilig hielte
In minnendem Mute: | „Sei Marien nicht abhold,
Deiner Anverlobten, | denn ehrbar ist sie.
Verschmäh' sie nicht so sehr; | du sollst sie pflegen
Und würdig warten. | Bewahrt euch eure Treue
Hinfort wie zuvor | und eure Freundschaft,
Verlaß sie nicht, noch sei dir leid, | daß ihr reiner Leib
Mit dem Kinde geht, | es kommt durch Gottes Gebot,
Des Heiligen Geistes | von der Himmelsau:
Es ist Jesus Christ, | Gottes eigen Kind,
Des Waltenden Sohn: | drum sollst du sie wohl
Halten und heilig. | Laß dein Herz nicht zweifeln,
Dein Gemüt nicht irren.“

Da ward des Mannes Sinn
Gewendet nach den Worten, | daß er wieder gewann
Minne zu der Magd | und Gottes Macht erkannte,
Des Waltenden Willen. | Da ward der Wunsch ihm groß,
Sie hochheilig | zu halten immerdar,
Vor dem Gesind' sie versorgend. | Und sie trug säuberlich,
Um des Herren Huld, | den Heiligen Geist,
Den göttlichen Sohn, | bis Gottes Schickung
Sie mächtig mahnte, | daß sie an der Menschen Licht
Der Gebornen Besten | nun bringen sollte.

Die Geburt des Heliand.

Da brachte man von Rom | aus des mächtigen Manns
Über all dies Erdenvolk, | Oktavians,
Bann und Botschaft: | über sein breites Reich
Kam es von dem Kaiser | an die Könige all,
Die daheim saßen, | soweit seine Herzoge
Über all den Landen | der Leute gewalteten.
Die Ausheimischen hieß er | die Heimat suchen,
Ihre Mahlstatt die Männer, | daß männiglich vor dem
Fronboten
Bei dem Stamme stünde, | von dem er stammte,
In der Burg seiner Geburt. | Das Gebot ward geleistet

Über die weite Welt: | die Leute wanderten
Jedes zu seiner Burg. | Die Boten fuhren hin,
Die von dem Kaiser | gekommen waren,
Schriftverständige Männer, | und schrieben in Rollen ein,
Genau nachforschend, | die Namen alle
Des Lands und der Leute, | und keinem erließen sie
Den Zins und den Zoll, | den sie zahlen sollten
Männiglich vor seinem Haupt.

Da schied mit den Hausgenossen
Auch Joseph, der gute, | wie Gott, der mächtige,
Der waltende, wollte, | sein wonnig Heim zu suchen,
Die Burg in Bethlehem, | wo beider war,
Des Mannes Mahlhof | und der Jungfrau zumal,
Maria, der guten. | Da war des Mächtigen Stuhl
In alten Tagen, | des Edelkönigs,
Davids, des hehren, | solange' er die Herrschaft durfte
Unter den Ebräern | zu eigen haben
Und den Hochsitz behaupten. | Seines Hauses waren sie,
Seinem Stamm entsprossen, | aus gutem Geschlecht
Beide geboren. | Da hört' ich, daß der Schickung Gebot
Marien mahnte | und die Macht Gottes,
Daß ihr ein Sohn | da sollte beschert werden,
In Bethlehem geboren, | der Geborenen Stärkster,
Aller Könige Kräftigster. | Da kam an der Menschen
Licht

Der mächtige Held, | wie schon manchen Tag
Davon der Bilder viel | und der Zeichen geboten
Waren in dieser Welt. | Da ward das alles wahr,
Was spähende Männer | vordem gesprochen,
Wie er in Niedrigkeit | hernieder auf Erden
Durch seine einige Kraft | zu kommen gedächte,
Der Menschen Mundherr. | Da ihn die Mutter nahm,
Mit Gewand | bewand ihn der Weiber Schönste,
Zierlichen Zeugen, | und mit den zweien Händen
Legte sie liebevoll | den lieben kleinen Mann,
Das Kind, in eine Krippe, | das doch Gottes Kraft besaß,
Der Menschen Mächtigster. | Die Mutter saß davor,
Die wachende Frau, | und wartete selber
Und hütete das heilige Kind. | In ihr Herz kam Zweifel
nicht,
In der Magd Gemüt.



Deutsches Land.

Holzschnitt von F. Röhrs

Der Dichter und die Jugend.

Eine Rede an die Jugend.

Von Ernst Wiechert.

Ich habe in den nun vergangenen zwanzig Jahren meines vergangenen Berufes viele Reden an die Jugend anhö- ren müssen. Sie kamen aus einem ruhigen Herzen und manche aus einem zornigen Herzen, aber die meisten aus einem matten Herzen, und von allen waren diese am schwersten anzuhören.

Denn wer zur Jugend mit einem matten Herzen sprechen wollte, wäre gleich einem Manne, der ein Stück Holz mit Watte umwickelt und damit aus einem Stein Feuer zu schlagen versucht. So will ich also aus einem unruhigen Herzen zu Ihnen sprechen, und nur die Ordnung, in der ich sprechen will, soll

von dieser Unruhe nicht berührt werden. Und in dieser Ordnung will ich zunächst zu sagen versuchen, was der Begriff der Jugend für mich bedeutet, der Jugend überhaupt und dieser gegenwärtigen im besonderen, und sodann, was der Begriff des Dichters für mich bedeutet, und schließlich, ob diese beiden miteinander etwas zu tun haben.

Jede Jugend ist ein neuer Anfang der Welt. Denn es ist nicht so, daß der Eimer mit dem Wasser des Lebens von Hand zu Hand, das heißt von Vätern zu Söhnen gereicht wird, sondern daß jedes Geschlecht von neuem ausziehen muß, um das Wasser des Lebens zu suchen. Und daß es eine rührende Torheit ist, wenn die Väter den Söhnen dieses Suchen ersparen wollen und sie an kluger Hand über eine wohlbereitete Schwelle in ein wohlberechtigtes Haus der Erfahrungen führen wollen. Denn vor jedem Menschen steht, trotz der Unsumme von Erfahrung, Weisheit und Güte der Menschheit, die Welt als ein neuer Anfang, und wehe der Jugend, der man Freuden, Tränen und Grauen des ersten Menschen erspart!

Es ist das Verhängnis von uns Älteren, daß wir zu allen Zeiten geglaubt haben, mit uns sei die Welt auf dem Gipfel des Erkennbaren angelangt, und es ist — schöner Ausgleich der Weltordnung — der Segen aller Jugend, daß sie glaubt, mit ihr werde die Welt zum erstemal das werden, was sie sein sollte: eine Ordnung der Güte, der Reinheit und der Gerechtigkeit. Es ist wahr, daß wir die Erfahrungen haben, aber die Jugend hat die Erlebnisse. Es ist wahr, daß wir das Mögliche verwirklichen, aber die Jugend trachtet nach dem Unmöglichen, und nur aus dem Unmöglichen ist das Mögliche geworden. Es ist wahr, daß wir die Bewahrer der Welt sind, aber nur die Jugend ist der Bewegter der Weltordnung. Nur die Jugend will das Absolute, das Unmögliche, das Unbedingte. Nur die Jugend kennt das heilige „Alles oder Nichts!“ Nur die Jugend kann anbeten und verachten, kann glücken, verbrennen und sich opfern. Und ich möchte sagen, daß wir nur so lange das Recht zur Existenz, und zwar zur handelnden Existenz haben, als diese Glut der Jugend noch in uns brennt.

Meine lieben Zuhörer, es gibt auf einigen Südseeinseln einen nachdenklichen Brauch, indem nämlich am Ende jedes Jahres die Alten und Kranken des Volkes auf die höchsten Kokospalmen zu klettern gezwungen werden, und wenn sie die Spitze erreicht haben, beginnen die Jungen den Stamm zu schütteln. Wer sich oben hält, darf noch ein Jahr leben, die andern aber stürzen und haben keine Wünsche mehr. Nun liegt es mir gewißlich fern, zu wünschen, daß die bayrischen Maibaume bei uns an die Stelle der Kokospalmen treten möchten, aber doch scheint es mir Verurtheilung und Ordnungen bei uns zu geben, wo ich nicht ungern unten stehen und ein bißchen schütteln möchte. Es könnten ja zum Beispiel alle Bücher der Schwärzen Liste unten als eine Art von Sprungtuch ausgebreitet liegen.

Haben wir also diese Erkenntnis gewonnen, daß die Jugend das Salz der Erde ist, so wollen wir doch nicht vergessen, daß der Mensch nicht vom Brote allein, geschweige denn vom Salz allein zu leben vermag. Daß neben diesem Strahlenden alles Anfangs auch alle Schmerzen des Anfangs ausgebreitet liegen: die Schmerzen der Skepsis, ja der Negation, des Weltentwollens und Nichtgeltenskönnens, die Einsamkeit und Finsternis des Prometheus-Loses, die Angst vor dem Rätselgesicht des Lebens und der Liebe, das Egozentrische und Fanatische der Heiligen, der Märtyrer, der Propheten und der Empörer. Die Summe alles dessen, was wir in der erkältesten Weisheit unsres Besitzes als Jugendeselen zu bezeichnen pflegen, ohne zu wissen, daß wir damit das Kostbarste erniedrigen, das wir jemals besessen haben.

Und wenn wir uns nun mit diesem Wenigen, was wir bisher erkannt haben, als Idee der Jugend gleichsam erkannt haben, begnügen wollen, so würden wir nun die zweite Frage zu stellen haben, die Frage: Ist diese Idee der Jugend in den letzten,

sagen wir dreißig Jahren unsres Volkes dieselbe geblieben? Oder welche Wandlung hat diese Form in den Wandlungen der Geschichte erlebt? Oder auch: Wie ist es mir, wenn ich als ein Sechszundvierzigjähriger Sie ansehe, wenn der Teil meiner Jugend, der noch lebendig in mir ist, Sie ansieht? Vermag er Sie als etwas Brüderliches und ganz und gar Verwandtes zu betrachten, oder ist es ein fremdes Gesicht, das nun, aus einer neuen Welt geboren, fremd vor mir steht?

Nein, es ist nicht so, daß es ein fremdes Gesicht ist, aber es ist so, daß es ein neues Gesicht ist, das Gesicht eines nachgeborenen Bruders, in dem das Erbe der Väter lebt, aber das gezeichnet ist von einer neuen Hand, von der Hand einer Wandlung. Ja, auch wir waren eine Jugend, ohne Verräter zu sein an ihrem Wesen, aber wir waren eine Jugend des Besitzes und der Sicherheit. Wir waren eine „Jugend der höheren Stände“, gealtert vor ihrer Zeit, wie das Reich gealtert war vor seiner Zeit, in dem wir aufwuchsen. Wir ließen es uns wohl sein im Haus der Väter, auch wenn ich ebenso gehungert habe wie Sie, denn wir wußten, daß wir satt werden würden. Und wir blickten mit Tadel und Würde auf jene andre Jugend, die aus den Tiefen des Volkes nach andren Symbolen verlangte. Und es ist bezeichnend genug, daß die einzige Revolution innerhalb der gebildeten Jugend, die des Wandervogels, eine Fluchterscheinung ins Rückwärtige war, in die Natur, das Wandern, die Laute, das Volkslied, ein seitliches Ausbrechen in eine Lebensform, die in der Hauptsache ästhetisch war, aber nicht religiös, nicht sozial, nicht politisch, eine Genesung, aber keine Auferweckung von den Toten.

Auch sie hatten ihre Symbole, den silbernen Vogel im blauen Feld. Auch ihre Symbole zogen in den Kreuzzug des Großen Krieges. Und die Weltentwende verschlang das silbergestickte Bild ihres Kranichsymbols wie die Zepher der großen Reiche, wie die Zinnen der stolzen Häuser. Noch einmal und auf eine ungeheuerliche Weise bezahlte die Jugend das Absolute und Ekstatische ihres Glaubens, ihrer Hingabe, ihrer Opferbereitschaft mit ihrem Leben. Bitterer hat keine Jugend die Rechte ihres Adels abgegolten, und eine spätere Zeit wird wissen, wie bettelarm wir durch ihren Tod geworden sind, durch das Nichtdasein ihrer schaffenden Hände und ihres mit Blut und Tränen gewaschenen Geistes.

Denn auch daran ist kein Zweifel, daß auf jenen Totenfeldern, in dem grausigen Dunkel jener Niemandsländer der alte Bau der abendländischen Menschheit zusammenbrach. Der Turm von Babel, in zweitausend Jahren aufgerichtet, wankte in seinen brüchigen Fundamenten, und die zuschauende Menschheit verhüllte ihr Haupt vor dem Schauspiel furchtbaren Sturzes, in dem Millionen sich begruben, von Eisen zerseht, vom Gas zerfressen, vom Hunger entkräftet, von Brüderhänden erwürgt. Eine Wolke stieg auf wie von einem feurigen Ofen, und als sie verrauchte war über dem Golgatha unserer Generation, hattet ihr schon die Augen aufgeschlagen in das Licht einer neuen Welt. Aber während die Blüte eurer Jugend sich zögernd entfaltete, entstellte sich schon unerbittlich das Antlitz der Welt. Es war ein verwesendes Antlitz, das sich über die Reiter der Apokalypse hob, und vor seinen Augen tat das Schicksal euch das Härteste, das es einem jungen Menschen tun kann: es führte euch vor die Bühne des Grausigen, des Blutes und der Verzerrung. Aber es tat neben dem Härtesten auch das Größte an euch: es ließ in euch die Menschheit wiedererwachen, und dieselbe Woge, die das Geschlecht der Leute zermalmte, riß mit demselben Sturz die Trümmer auf, in denen ihr die Verschüttung des Menschen ahnetet. Ihr fühltet die letzten Krämpfe, in denen eine alte Menschheit starb. Noch erlebte ihr Aufruhr, Inflation, Vergeltung, Rache, Knechtschaft und den Beginn der Befreiung. Aber eure Augen gingen schon über eine neue Erde, und schon wartet der Pflug auf eure jungen Hände, damit eine neue Saat in eine neue Ernte wachse.



Der verlorene Sohn.

Holzschnitt von Peter Visinger.

Und dies, meine Freunde, ist das andere, das euch von unsrer Jugend trennt: der Kreuzweg, vor dem ihr steht. Rückwärts geht der Blick ins Gewesene der Behaglichkeit, der Sicherheit, des Besitzes. Vorwärts geht er ins Unzubereitete einer neuen Zeit, in Armut, Hingabe, Entäußerung. Wir geben zu, daß wir falsch gebaut hatten, daß wir zu unsrem Bruder sagten: „Du Narr!“, daß unsre Seligpreisung lautete: „Selig sind, die im Besitz sind, denn sie sind im Recht.“ Wir geben dies alles zu, denn wir haben unsre Irrtümer bezahlt, ohne Klage, ohne Betrug. Wir geben zu, daß ihr ein andres Geschlecht seid, mit einem neuen Gesicht, aber doch mit dem Gesicht des alten Vaterhauses. Denn vielleicht ist der Unterschied nicht gar so groß, wenn eine Generation mit dem Tode bezahlt, indes die nächste mit dem Leben zahlen darf.

Und sind wir, meine lieben Zuhörer, nun so weit gekommen, daß wir von der Idee der Jugend und von den Wandlungen der Jugend ein flüchtiges Bild bekommen haben — wobei

mir erlaubt sei, von den politischen Wandlungen erst zum Schluß zu sprechen —, so kommt nun langsam die nächste große Frage zu ihrem Recht: Was hat mit allem diesem der Dichter zu tun? Was hat er mehr damit zu tun als die andern alle, die Eltern zum Beispiel, oder die Erzieher, oder die Freunde?

Und ich bitte Sie, mich statt einer Definition oder einer andern logischen Untersuchung zunächst etwas lesen zu lassen, was ich vor vier Jahren geschrieben habe, als ich ganz einsam und arm und geächtet lebte, in einer Dachkammer in meinem Heimatland, und an vielen Abenden die jungen Menschen zu mir kamen, die mir die Treue gehalten hatten: Schüler und Studenten. Ich habe dies als eine Art von stillem Dank geschrieben, denn mit anderem konnte ich nicht danken, und vielleicht werden Sie daraus am ehesten die Antwort entnehmen können, einen Teil der Antwort, was denn der Dichter mit der Jugend zu tun habe.

Die Blätter waren überschrieben: „Vom Umgang mit jungen Menschen“, und sie heißen so:

»Sie kommen um die Abendzeit, wenn sie wissen, daß ich noch in der Dämmerung sitze und meine Seele sich langsam von den Manuskriptblättern löst, bereit, sich ihnen zögernd, noch ein wenig abwesend zuzuwenden. Sie brauchen so viel Licht, daß sie die Umrisse meiner Gestalt noch erkennen können, und so viel Schatten, daß er die Schmerzen ihrer Stirne schon leise verhüllt.

Die Art ihres Eintretens ist immer die gleiche. Ihre Augen gehen von den Bücherbrettern zu den Bildern an der Wand und zu den Blumen auf meinem Tisch, mit einer vorge-täuschten Teilnahme, die so durchsichtig und rührend ist wie die Teilnahme ihrer Worte, mit denen sie nach meinem Ergehen fragen, nach Dingen des Alltags oder Berufes. Denn in ihren Augen wie auf ihren Lippen brennt nichts als die eigene Not, und in meinem stillen Raum sehen sie nichts als den Baum ihres jungen Lebens, der seine Zweige traurig senkt oder im Sturm der Leidenschaft sich biegt.

Sie kommen nicht, wenn sie das Glück in ihren Händen halten. Sie kommen nur, wenn der Zweifel an ihren Wurzeln frisst, die Enttäuschung sie lähmt, der Schmerz sie schüttelt, die Sehnsucht in ihnen brennt. Sie gehen nicht zu ihren Eltern, auch wenn Liebe und Freundschaft sie verbindet. Die Eltern sind zu nahe, sie sind wie Spiegel, die so dicht vor ihre Augen gehängt sind, daß sie kein Bild geben. Und sie sind zu alt, zu erfahren, zu klug, zu ruhig. Sie gehen auch nicht zu ihrem Pfarrer. Der Pfarrer ist zu dicht bei Gott. Er hebt die Bibelworte wie Steine auf, gleich bereit zum spielenden Betrachten wie zum Wurf.... Er ist gleichsam außerhalb der Sünde, und sie brauchen jemanden, der sündigt gleich ihnen. Sie gehen auch nicht zu ihrem Freunde, denn der Freund ruft gleich ihnen um Hilfe, und sie sind nur wie zwei Ertrinkende, die einander umschlingen, oder wie zwei Verirrte, die auf demselben Kreise einander begegnen.

Sie kommen zu mir, weil sie glauben, daß ich ein Dichter sei. Das heißt, ein Mensch, unähnlich ihren Eltern, weil jung, unklug, unruhig. Unähnlich ihrem Pfarrer, weil weit von Gott, leidenschaftlich nach ihm suchend, aber tief in der Sünde. Unähnlich ihren Freunden, weil er nicht um Hilfe ruft, sondern inmitten der Kreise der Verirrung auf einem grauen Stein sitzt und zu den Vögeln spricht oder zu den Sternen aufblickt.

Sie kommen nicht so sehr um Hilfe. Sie wissen schon, daß es keine Hilfe unter Menschen gibt. Sie kommen nur, um sprechen zu können, und es ist jemand da, der ihnen zuhört, aufmerksam, ernst, wie man seinesgleichen zuhört. Sie sind wie ganz einsame Wanderer, die schon ein Echo beglückt, die schweigende Wand eines Waldes, die ihren Ruf empfängt und widerklingen läßt wie ein zweites Lebendiges. Und sie glauben, daß mir nichts fremd ist. Da sind Heilige in meinen Büchern und große Verworfenen, Kinder, die das Leben zerbricht, und solche, die das Leben zerbrechen, Frauen, um deren Scheitel ein goldener Kranz sich schiebt, und Sünderinnen, für die keine Vergebung zu blühen scheint. Und wenn ich auch still und geborgen auf dem Stuhl meines Lebens zu sitzen scheine, irgendwann muß ich doch durch diese düstere Welt gegangen sein, kann kein Fremdling in ihr sein, kann nicht zu den Sicherem, Satten, Behaglichen zählen, die dem Bettler einen Teller mit Suppe herausstrecken und die Ermahnung, fleißig und gottesfürchtig zu werden.

Und dann beginnen sie zu fragen, nach dem Sinn des Lebens und mehr noch nach dem des Todes. Nach Gott und den Frauen, und weshalb es so schwer in der Welt sei. Und langsam kommen sie durch alle dunklen Kammern in den großen Saal ihres eigenen Lebens, wo ihr eigenes Schicksal verhüllt auf dem Throne sitzt, das Schicksal, von dem sie glauben, daß

es um das Vielfache schwerer, bedeutender und entscheidender sei als alle anderen Schicksale.

Ich höre zu. Ich gebe ihnen weder den Stein der Weisen noch das Wasser des Lebens. Aber ich stütze meine Stirn in die Hand und wende kein Auge von ihrem Gesicht und höre zu. Und langsam beginnt dies alles mich zu ergreifen und zu erschüttern. Ich komme von weither, aus dem Weglosen eines Buches, an dem ich schreibe, oder dem Weglosen meines eigenen Lebens. Aber der Zauber ihrer Jugend fällt über mich, das Unmittelbare ihrer Not, das Unbedingte ihres Grübelns, das lodernde Brennen ihres Prometheus-Feuers. Ich bin wieder einer der Ihren, ganz und gar, kein Älterer, kein Wissender, kein Führer. Ich bin jemand begegnet, der etwas verloren hat, und ohne daß er bittet, helfe ich ihm beim Suchen, beuge mich zur Erde, genau so tief wie er, genau so hoffnungsvoll und hoffnungslos.

Und gegen Ende erst, wenn ihre Worte langsamer fallen, müder, sich wiederholen, versuche ich, aus unserem gemeinsamen Leben und Irrtum einen Faden zu lösen, eine Art von Gesetz, eine tröstende Einordnung in den großen Strom der Notwendigkeit. „Sieh, wir beide...“, sage ich, oder „Siehst du, Menschen wie wir, die sich Mühe geben... vielleicht wartet auf uns schon der Mensch, dessen Tränen zu trocknen uns bestimmt ist, uns ganz allein und niemand außer uns. Lohnt es nicht, darum zu leben?“

Und dann gehen sie, um die Mitternacht. Wieder gleitet ihr Blick über Bücher und Bilder, sprechen sie noch ein paar allgemeine Dinge. Es ist, als kleideten sie sich langsam wieder an, für die Straße, den Markt, das Theater.... Ich gehe noch mit ihnen vor die Haustür, und wir sehen ein wenig zu den Sternen empor. Und dann, nach einem verlegenen Dankeswort, gehen sie in die Nacht hinein. Ihre Gedanken kreisen noch um mich, um das Bild der Sicherheit, des Friedens, der Tapferkeit, das ich ihnen scheinbar geboten habe, und so etwas wie ein froher Neid erfüllt sie auf ihrem einsamen Wege.

Ach, sie wissen nicht, wie ich ihnen nachsehe. Was tut es, daß ihre Schultern gebeugt sind, ihre Stirnen mutlos gesucht? Die unverbrauchte Wildheit des kommenden Lebens leuchtet mir noch aus ihren verdämmernenden Gestalten, die Kraft und der Glaube, die unerschütterliche Gewißheit unter unbeflecktem Helm. Und wenn ich wieder hinaufkomme in mein Zimmer, in den stillen Lampenschein, vor die unbeschriebenen Blätter, die auf die Schöpfung des Lebens warten, stütze ich den Kopf in die Hand und sehe nach der schweigenden Ecke, in der sie gegessen haben. Nein, ich sehe nun nicht mehr wie ein Sieger aus. Wie jung sie sind! Wie jung und sündenlos! Und die Worte der Jacobsenschen Novelle kommen mir nicht aus dem Sinn, aus dem Gespräch der beiden Pagen: „Nein, du bist glücklich!“ „Nein, du!“

Man sagt mir, daß ich mit den Reisen und Weisen Umgang haben sollte, um ihresgleichen zu werden. Ich meide sie nicht, ich öffne meine Hände jeder Frucht, die man in sie legt. Aber in den Abendstunden, wenn die Gedanken müde werden über den weißen Blättern, wenn der Schatten des Tages schwer auf der stillen Schwelle steht und hinter ihm die Schatten aller gewesenen Tage, dann lausche ich nicht nach dem ruhigen Schritt der Reisen und der Weisen, sondern nach dem scheuen Gang der jungen Füße, die wie Tiere aus ihren dunklen Wäldern kommen, um aus dem schweigenden Strom zu trinken, der ihre Sterne spiegelt. —

Und vielleicht, meine Freunde, ist unter diesem letzten Bild nun klargeworden, was der Dichter mit der Jugend zu tun habe: daß er der schweigende Strom ist, der ihre Sterne spiegelt. Das heißt, daß er in einer lauten Welt der letzte und stille Bewahrer der ewigen Dinge ist. Selten wird es gut sein, ihn nach den zeitlichen Dingen zu fragen, nach den Geheim-



Kirche im Engadin.

Bild: M. Steiner.

nissen des Geldes oder des Erfolges, der Karriere oder der Nützlichkeit. Aber wenn es nach dem Geschrei des Tages jemanden verlangt, vor der Abgeschlossenheit des Schlafes noch einmal still auf der Schwelle zu sitzen, so wird er fern von den Menschen zu den großen Strömen gehen, die ins Abendrot sich verschwenden. Dort wird er sie finden, von denen die Zeit und die Wichtigkeit der Zeit abgefallen ist, wie sie den Staub der Menschenwege von unsren großen Worten waschen, von Gott und der Liebe, von Mutter und Vaterland, von Sünde und Gnade. Denn ein Dichter, was sollte er anders sein als ein Menschenkind, das mit einem Tonklumpen spielt, gedankenvoll und träumend wie ein Schöpfer, bevor er seine Welt erschafft? Ein Menschenkind, das bauen und zerstören kann, helfen und heilen, das mit den Steinen spricht wie mit den Tieren, mit den Wolken wie mit den Winden. Und indes die Großen, die ihrer Kindheit vergessen haben, die Achseln zucken und vorübergehen, hält es euch fest vor seinen Händen, weil ihr die Erinnerung noch nicht verloren habt an die Zeiten der Kindheit, da ihr alle das wart, wovon wir sprechen: ein Dichter. Und inmitten eurer Sorgen und Kämpfe wird sie euch anrühren, diese tapfere Einsamkeit, inmitten des Lärmes, mit dem die Welt sich erfüllt. Denn ihr werdet euch erinnern, als ihr ein Kind wart, wie ihr am Feldrain gesessen und in die sinkende Sonne gesungen habt. Die andern gingen heim, von Arbeit und Spiel, zum Rauch ihres Hauses und riefen euch zu. Ihr aber hörtet sie nicht. Ihr sangt euer Lied für das Abendrot, die Hymne eines Kindes, entäußert aller Welt, Berauschte der Stunde, den „Mund voll Gesang“.

Und deshalb ist es, daß die Dichter die Brüder der Jugend

sind. Sie erinnern euch an die Zeiten, in denen ihr wart wie sie. Vielleicht seid ihr klüger geworden als sie und spart schon mit dem Öl eurer Lampe. Sie aber haben sich verschwendet und verbrannt, weil sie nicht sich leuchten wollten, sondern allen denen, die im Dunkeln sind. Sie haben getan, was ihr alle tun wollt oder tun solltet. Sie sind die Bewahrer des Unvergänglichen und die stillen Mahner in einer lauten Welt. In allem Wandel der Zeiten und Meinungen ruht in ihrer Hand das Unwandelbare. In allem Verwirrten und Angstvollen der Welt lösen und binden sie die Fäden der großen Ordnung, machen das Trübe klar, das Verwirrte einfach, das Schmerzlich heilig. Unter ihren Händen hört der Mensch auf, ein Spielball dunkler Gewalten zu sein. Das Unrecht der Erde wird vergänglich, der Tod verliert seinen Stachel, das Schicksal nimmt uns ruhig bei der Hand. Schön ist es, Schlachten zu gewinnen und Reiche zu gründen, aber nicht leichter wird vor dem letzten Urteil der gewogen werden, dessen Hand die Verse geschrieben hat: „Der Mond ist aufgegangen, die goldenen Sternlein prangen am Himmel hell und klar...“

Meine lieben Zuhörer, Sie werden sagen: „Alles dieses war einmal.“ Und in den Zeiten des Friedens dürfe es so sein, daß die Dichter an den großen Strömen sitzen und die Dinge der Ewigkeit zwischen ihren formenden Händen bewegen. Aber in den Zeiten des Kampfes sei niemandem ein Platz an den stillen Ufern vergönnt, und die Jugend, die das Schwert frage, werde nur auf die Stimme dessen hören, der ein Schwert von Feuer trage. Meine Freunde, Sie müßten alt geworden sein vor der Zeit, wenn Sie nicht so dächten, und doch lassen Sie mich sagen, daß es ein Gedanke des Irrtums ist. Denn wenn es ein

Gedanke der Wahrheit wäre, so würden die Literaten der eben versunkenen Zeit recht gehabt haben mit ihrer These, daß nur die Zeitkunst das Recht habe, eine Kunst genannt zu werden, und Wilhelm Raabe würde unrecht gehabt haben, als er die Verse schrieb: „Das Ewige ist stille, laut die Vergänglichkeit. Schweigend geht Gottes Wille über den Erdenstreit. . .“

Meine Freunde, es sei einem Dichter, der heute in das Gesicht der Jugend sieht, erlaubt, es mit Sorgen zu sehen. Mit Freude und mit Stolz und mit tiefster Teilnahme, aber auch mit Sorge. Ihr seid die erste Jugend, die, seit ich lebe, etwas empfangen hat, was wir niemals empfangen: Macht. Und obwohl ich zeit meines Lebens dafür gekämpft habe, daß die Jugend Raum bekomme, einen großen und ganz selbständigen, ihr eigenen Raum, so erfüllt es mich mit Sorge, daß dieser Raum mit Macht erfüllt wird, weil es mir als eine Gefährdung nicht etwa der Rechte der Älteren erscheint, sondern als die Gefährdung eines biologischen Gesetzes: daß Macht ein Attribut der Reife ist, ein zu Erwerbendes, und nicht ein Geschenktes.

Meine Freunde, ich spreche nicht von Schandpfählen und Scheiterhaufen. Revolutionen werden nicht mit Lampenbeleuchtung gemacht. Ich spreche auch nicht von Feuerwerken, Aufrufen und Reden. Von allem diesem ist für mein Gefühl zwar etwas viel da, aber mein Gefühl war immer dafür, die großen und schweren Dinge schweigend zu tun. Auch der Krieg ist schweigend geschlagen worden, und Aufrufe und Reden waren eine Sache der höheren Stäbe. Der Soldat schwieg, und es war ihm nötig und gut, zu schweigen.

Ich weiß, meine Freunde, daß kein Dichter in die Unsterblichkeit seines Volkes eingehen wird, dessen Stimme nicht von der Jugend gehört wird und dessen Flamme nicht in den Herzen der Jugend brennt. Ich weiß, daß die Besten unter Ihnen nicht geworden wären, was sie sind, wenn die Flamme Hölderlins und Nietzsches und Stefan Georges in ihnen erstorben wäre. Aber alle diese, meine Freunde, so sehr sie brannten in der Not ihrer Zeit, erhoben ihre Stimme aus der Ferne. Keiner von ihnen stand auf den Märkten der Zeit, sondern sie standen in der Einsamkeit der Wissenden und der Seher, in einer solchen Einsamkeit, daß zwei von ihnen daran zerbrachen.

Und wenn ich auch weiß, daß ich nur wert bin, demütig vor ihrer Schwelle zu stehen, so darf ich, da Sie mich gerufen haben, und da ich mich nicht vor den Menschen fürchte, nicht nur als ein Glückwünschender zu Ihnen sprechen, sondern muß als ein Mahnender vor Sie treten, als ein Mensch, in dem die Welt sich anders spiegelt. Es ist kein Mangel an denen, die sich Dichter dieser Zeit nennen, die die Welle emporhebt und die von der Höhe dieser Welle zu Ihnen sprechen, laut und viel, bevor die Welle sie wieder begräbt. Aber es ist Mangel an denen, die tapfer genug sind, von der Sorge zu sprechen, die sie erfüllt. Meine Freunde, es wird viel gejubelt in unsrer Zeit, und es ist nichts gegen den Jubel zu sagen, denn er ist das Lied des Sieges. Aber, vergessen Sie nicht, es wird auch viel gelitten in einer Zeit, in der die Jugend auf den Stuhl des Richters gesetzt wird und den Stab zu brechen hat über Leben und Werk.

Meine Freunde, es wird an allen Orten ein Hymnus auf die Jugend gesungen. Das ist gut so, denn es ist ein Zeichen, daß ein Volk nicht vor der Zeit alt und bitter geworden ist. Aber es will mir scheinen — verzeiht, daß ich es so sage —, als sei der Einsatz zum Beginn dieser Hymnen etwas zu früh gegeben worden. Es tut den Fünfzigjährigen nicht immer gut, gefeiert zu werden, und sollten die Zwanzigjährigen weiser sein als die Fünfzigjährigen? Meine Freunde, es kommt für jeden Menschen einmal die Zeit, da es für ihn Abschied nehmen heißt von dem Stürmenden und herrlich Beglänzten der Jugendzeit. Nur die Toren beider Geschlechter wollen jünger sein, als sie sind. Vielleicht ist es die ernsteste Stunde im Leben

des einzelnen, weil sie viel Erkenntnis verlangt, viel Verzicht und sehr viel Güte. Es kommt in Wahrheit nicht mehr wieder, was man einstmals besaß, und das Altenteil des Lebens hat seine Bitterkeiten, wie das Altenteil des Bauern sie hat. In solch einer Stunde des Lebens, wo der Bogen sich senkt, wo das Schwert abgegeben wird an junge Hände, sieht man mit klaren, ja vielleicht mit prophetischen Augen auf den Weg des jungen Geschlechtes, wie er sich aufhebt von unserer vereinsamenden Schwelle und hinausführt in ein Land der neuen Morgenröte, das auch uns verheißen war, aber das wir nicht mehr betreten werden. Und während die fortstürmt, ohne sich umzublicken, die Jugend aller Zeiten, auf diesen Weg, den zu finden alle Zeiten sich leidenschaftlich bemüht haben, blicken wir ihr nach von der Schwelle unsres Hauses, den erhobenen Stirnen, wie auch wir sie einst trugen, den beglänzten Waffen, wie auch wir sie einst hoben, den wehenden Fahnen, wie auch uns sie einst überwehten. Und wir suchen nach einem Segen, den wir ihnen mitgeben könnten, der die Summe unsres eigenen Lebens enthielte, der vielleicht verworfen würde, weil sie keines Segens zu bedürfen glauben, aber der doch gesprochen werden muß, damit unsre Augen ohne Angst an dem Staube hängen können, der nun schon lange aufgestanden ist hinter ihrem Weg:

„Was geliebt werden kann am Menschen“, also sprach Zarathustra, „das ist, daß er ein Übergang und ein Untergang ist. Ich liebe die, welche nicht zu leben wissen, es sei denn als Untergehende. Ich liebe die großen Verachtenden, weil sie die großen Verehrenden sind und Pfeile der Sehnsucht nach dem andern Ufer. Ich liebe den, dessen Seele sich verschwendet. Ich liebe den, welcher sich schämt, wenn der Würfel zu seinem Glück fällt. Ich liebe den, welcher seinen Gott züchtigt, weil er seinen Gott liebt. Ich liebe alle die, welche wie schwere Tropfen sind, einzeln fallend aus der dunklen Wolke, die über den Menschen hängt. Sie verkündigen, daß der Blis kommt, und gehen als Verkündiger zugrunde.“ Also sprach Zarathustra.

Seid demütig, meine Freunde, nicht vor den Menschen, aber vor Gott, denn wenn die Macht verliehen wird, hat nicht nur zu beugen, sondern auch aufzurichten, was gebeugt wurde, und Dankbarkeit gehört zu den Dingen, die keinem Wandel der Zeiten unterworfen sein dürfen. Und seid nicht nur demütig, sondern kehrt auch ein wenig zurück aus dem Lärm der Welt in die stillen Wälder, die aller Jugend zugehören. Es ist wohl nötig, daß gejäet und verbrannt werde, nachdem das Unkraut geblüht hat für lange Zeit, aber es ist auch nötig, daß gepflügt und gesät werde, und immer war das Schweigen der Erde um diese heiligen Dinge. „Gebt denen, die hungern“, sagt eines Dichters Wort, „von eurem Reis! Gebt denen, die leiden, von eurem Herzen!“

Ich weiß nicht, wovon die Dichter sprechen werden, die nach mir an dieser Stelle stehen werden, aber ich möchte hoffen, daß auch sie von diesem Schweigen sprechen werden, weil es der Raum ist oder sein sollte, aus dem sie kommen, und niemand kann atmen in einem Raum, der ihm fremd ist. Ich habe einmal in einem Brief an einen jungen Menschen von der Berufung des Dichters gesprochen und von ihm gesagt, daß ihm gebühre, still im Lande zu wohnen, wie der Knecht in seiner Kammer wohnt; und indes im Haus des Herrn die Lichter glänzen, wacht er über dem Schlaf der Tiere und der Felder, und alles, was ihm beschieden werden kann, ist, daß am Morgen seine Seele vom Tau der Gnade bedeckt ist, gleich dem Bliese Gideons, das dieser an die Tür seines Zeltes schlug.

Es ist dasselbe, was ich Ihnen, nun ich am Ende bin, zu sagen habe, weil beide zu dem gleichen berufen sind, der Dichter wie die Jugend: das Stille zu bewahren, das Müde zu erneuern, das Große zu verehren, das Leidende zu lieben.

Weihnachtsmarkt.

Holzschnitt
von W. Döhler.



Der Mann ohne Weihnachten.

Von Rudolf G. Binding.

Jedes Jahr, wenn hierzulande die Christbäume auf den Märkten und Plätzen angeboten werden und in den Schaufenstern da und dort Nistbäumchen auftauchen, um sie weihnachtlich zu erhellen, steht in ihrem kleinen Schein vor mir ein Mann auf, der nun schon lange tot ist und mich doch in einer stillen Unverrückbarkeit bei seinem Anblick bald heller, bald dunkler begleitet.

Damals, als ich ihm im Leben begegnete, lagen die Völker in tiefem, langem Krieg verstrickt. Es ging auf Weihnachten. Junge unerfahrene Truppen haben in tage- und wochenlangen vergeblichen Angriffen während der letzten Herbstmonate eines ersten Kriegsjahres bis zum Verbluten gestürmt und gekämpft. In einer schauerlichen Erschöpfung erstarren die Fronten auf beiden Seiten, als ob sie sich in ihrer Ohnmacht aneinanderlehnen müßten. Mühselig zieht man die dünnen Reste kaum noch erkennbarer Divisionen aus den zerrütteten Gräben und offenen Feldstellungen, die sie erstmals aufgeworfen haben, nach hinten aus dem Bereich der Maschinengewehre und schlimmsten Geschütze heraus. Man überläßt es neuen Trup-

pen, die Linie zu halten, tiefzulegen, auszubauen, mit Eisen und Beton zu befestigen und verteidigungsfähig zu machen. Sie werden kaum gestört. So erschöpft sind die Feinde.

Dort, unmittelbar hinter den Gräben, in den dürftigen Ruhestellungen der Infanterie, fiel mir eines Tages in einem zerschossenen Dorf, darin auch ich eine Weile mit meiner Schwadron mich herumgedrängt, ein Mann auf, der schweigsam in der Nähe der Feldküche an der Mauer eines Hauses auf dem Boden saß und sich eigentlich nur durch seine Augen mit seinen Leuten beschäftigte. Sie machten sich um die Feldküche und ihren Inhalt zu schaffen. Er ist ein kleiner, trockener Hauptmann mit einer guten, etwas zu großen Nase und graublauen Augen. Keine Bewegung, kein Befehl, kein Zuruf scheint wichtig genug, um von ihm auszugehen. Er schweigt und verfolgt nur mit hastenden Blicken, die die Dinge angreifen und ankrallen wie die Fänge eines Sperbers, die Vorgänge vor ihm. Er sitzt, die Knie halb angezogen und die Füße in die abschüssige, vertiefte Regenrinne der Straße gestellt, und schweigt und scheint zu frieren.



Eisblumen.

Da ich herantrete und eine Frage an ihn richte — welchem Regiment er angehöre —, steht er auf, ohne die Hände aus ihrer Lage zu lösen. Er antwortet eine Weile nicht. Er verfolgt wieder etwas mit den Augen. Dann nennt er, ohne mich anzusehen, die beiden Nummern des Regiments und des Bataillons, da ihm seine Verfolgung erlaubt, diese Angaben an mich zu machen.

Also wußte ich: Er hatte im Dicksten gelegen. Aber er sagte nichts. Er schwieg. Er trug das Eiserne Kreuz erster Klasse als einer der ersten aus diesen Truppen. Aber er schlug den Mantel nicht auseinander. Er fror in seinem Herzen. Die Hände froren nicht; es war sein Herz, das fror und das er in diese Stellung und in die Ärmel seines Mantels barg. Ich verstand ihn.

Damals erfuhr ich von neuem, daß Erleben schweigsam macht und sparsam mit dem Wort. Aber da er und ich uns noch einige Male sahen, er ein und das andere Mal auch bei mir eintrat, während der wechselnden Ruhe, die in der nächsten Zeit diesen Truppen gewährt werden konnte, habe ich seine Geschichte von ihm vernehmen dürfen, wie er sie zögernd und noch immer frierenden Herzens mir preisgab.

„Sehen Sie“, sagte er halblaut und mehr, um es zu ver-

schweigen, als um es zu erzählen, „ich lag ganz vorne mit meiner Kompanie; links nichts und rechts nichts und hinter mir nichts. Wir hatten aber den Befehl, den Schützengraben zu halten. Dann kamen die Granaten. Sie tasteten sich so langsam heran, als ob sie Zeit hätten; bis eines der dicken Geschosse saß und kein Graben mehr da war, sondern nur ein weicher, breiiger Erdtrichter. Das war an der äußersten Stelle. Dann fraß es näher mit den vielen, vielen Schüssen. Wir mußten liegen. Wir hatten ja den Befehl! Maschinengewehrfeuer war mehr nur noch ein Regen, der von Westen kam wie der Wind. Aber die Granaten. Der nächste Erdtrichter, nicht allzuweit vom ersten. Wir mußten einen Teil des Grabens räumen. Ich sandte nach hinten. „Kommt denn nichts rechts oder links oder hinter mir?“ Es kam nichts; nichts von Unterstützung. Die Reserven waren anderswo eingesetzt. Es kam nur der erneute Befehl, den Schützengraben zu halten. Also lagen wir. „Können wir nicht zurück, Herr Hauptmann?“ bat einer, der noch nie gebeten hatte. „Nein!“ Und wir lagen. Wir warteten auf die nächste Granate; rechneten uns aus, daß unser Graben kürzer und kürzer würde und wir bald ohne Deckung im freien Erdreich liegen würden. Wir lagen ja auch nur da — schießen? Gegen was konnten wir schießen? Wir

Neujahrsschießen.

Holzschnitt
von W. Döhler.



lagen. Wir lagen, bis die Nacht kam. Da war nicht mehr viel übrig, was man Graben nennen konnte. Aber das Aufatmen kam. Dann kam noch ein Tag und mit ihm die tastenden Geschosse. Und dann kam noch eine Nacht. Und dann kam die Ablösung!"

Ich las in seinem Schweigen, das nun einsetzte. Ein in seinem Erinnern erstarrtes Bild von Toten um ihn. Nach einer langen Weile sagte er: „Die schweren Granaten flogen so langsam. Man hört sie kommen. Von fern her. — Wir mußten eben liegenbleiben.“

Es war unheimlich in dem kleinen Raum geworden, in dem wir saßen. Wenn ich ihn so ansah in seiner flachen und fleischlosen Durchsichtigkeit und seinem ewigen Frieden, machte er mir den Eindruck, als ob er eigentlich von Maschinengewehr- und Infanteriemunition völlig durchlöchert sein müsse. Diese schlanken Geschosse hatten keinen langen Weg zu durchlaufen, um ihn von vorn nach hinten zu durchbohren. Er hinterließ nach seiner Erzählung auch den Eindruck, als sei er durchlöchert — wie die aufgeklebte Figur eines Mannes auf einer Schießscheibe, die sich daraus nichts macht. Aber er stand auf, verabschiedete sich von mir, ohne die Hände aus den ineinandergesteckten Ärmeln seines Mantels zu nehmen, und sagte fast wie eine Entschuldigung: „Ich gehe mit der Kompagnie bald wieder nach vorn.“

Als die Weihnacht nahe war, schickte ich rechtzeitig in sein Quartier, um ihn fragen zu lassen, ob er den Abend eine Stunde mit mir verbringen wolle. Aber es hieß, er sei

über die Feiertage mit seinen Truppen in den vorderen Gräben eingesetzt. Er hatte es sich, wie ich erfuhr, bei dem Kommandeur der Division in einer diesem willkommenen Unterbrechung der Ablösungsordnung für die Kampftruppen ausbedungen.

Er war nach vorne geflohen. Ich sagte mir, daß er recht habe. Auch viele andere kam es schwer an. Wir hätten uns am liebsten jeder verkrochen. Wie sollten wir es anfangen, da draußen das Fest des Friedens — auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen — zu begehen? Die Menschen sandten sich den Tod herüber und hinüber.

Zudem hatte man von der Heimat aus in der fast wahn sinnigen Hoffnung, uns draußen damit ein Weihnachtsgeschenk zu verschaffen, allenthalben ein groteskes und schauerliches Liebesgabengetriebe für Mann und Offizier in Gang gebracht. Es entsprach heimatlichen Anschauungen, daß jeder reichlich draußen seinen Anteil an der Heimat haben müsse. So erschienen denn zwischen tausend Paketen von schlechten Zigaretten und mäßiger Schokolade, zwischen schweren Bergen selten irgendwie nützlicher Wollfächer, zwischen Körben von verdächtigen und kaum wertbaren Schaumweinen neugierig-lüsterne Liebes- und Wohltätigkeitsgesandte in prächtigem Auftreten und jeder in irgendeiner Uniform auf ihren frisch fabrizierten Autos im Bereich jener Ruhestellungen, verteilten planlos ihre Schätze und schöpften aus alledem die Berechtigung, als kurzlebige Helden in der Heimat vom Krieg zu erzählen.

Ein ganzes Jahr ging vorüber, währenddessen ich den Schweiger selten sah. Wir lagen noch so ziemlich an derselben Stelle. Jeden Tag um dieselbe Zeit schoß die Artillerie hüben und drüben die ihr zugebrachte vorgeschriebene Munition auf selten sich ändernde Ziele, nur mit dem Unterschied — wenn es einer war —, daß unsere Geschütze in der Morgendämmerung nach Westen und die feindlichen in der Abenddämmerung nach Osten schossen. Als Weihnacht heranrückte, glaubte ich es wagen zu dürfen. Man hatte sich die übertriebene Liebesgabenzufuhr verboten — wenigstens für die Division, der der Hauptmann und ich angehörten —, was nicht hinderte, daß einiges Wohlgemeinte, Bescheidenere und Sinnvollere zum Fest den Weg zu uns fand. Doch war es immer noch zuviel.

So rüstete ich am Weihnachtsabend aus Dingen, die mir mehrfach oder überreich zugekommen waren, auf dem Tisch meines Zimmers eine kleine Bescherung — nicht für mich, sondern für irgend jemand, dem es Freude machen könnte. Am Ende, so dachte ich, würde ich diese Dinge den letzten Leuten der Olmühle schenken, die soviel verloren hatten und die meine jungen Freiwilligen, meine Offiziere und auch manchen Gast hilfreich und anständig mit dem versorgten, was wir uns sonst hätten nehmen müssen, als ich jemand draußen im Dunkel der schmalen Treppe nach meiner Tür hin tasten hörte und, da ich sie öffnete, der Durchlöcherter vor mir stand, die Hände in den sich begegnenden Mantelärmeln vergraben wie immer.

„Sie haben letztes Jahr nach mir geschickt“, sagte er, „da bin ich.“ Ich war betroffen, daß er daran gedacht hatte; da er mir nun aber wie in einer Art Dankbarkeit für etwas, das er gar nicht genossen hatte, die selten gebotene Hand hinhielt, schüttelte ich sie — wie ich glaube — das erste Mal.

Wie erwärmt knöpfte er seinen Mantel langsam auf, schlug ihn ein wenig auseinander und ließ sich, während er mit seinen angreiferischen Augen die kleine Bescherung übermaß, die auf dem Tisch aufgebaut war und ziemlich kümmerlich von zwei Stearinkerzen angestrichen wurde, die auf dem dürftigen Raminbrett in der Ecke brannten, vor ihr auf einen Stuhl nieder; er ließ dabei nicht einen Augenschlag die Dinge aus seinem Blick los, die dort standen. „Für wen ist dies?“ fragte er, da er sofort begriff, daß ich mir nichts selber aufbauen würde. Ich sagte ihm, ich wisse es eigentlich nicht; wenn es ihm Freude mache — für ihn.

Er schwieg. Es standen nur wenige Gegenstände auf dem Tisch: ein Pack braune Lebkuchen mit großen gelben Mandeln in der Mitte, eine Flasche Schwarzwälder Kirschwasser und ein kleines künstliches Weihnachtstännchen, eine leichte, dreiseitige Pyramide aus dünnen Stöckchen, zu denen schwächliche, grün gefärbte Papierraupen kiefen, die die Tannennadeln vorstellen mußten. Auf den Pyramidenkanten aber staken in gleichen Abständen je drei mäßig dicke Lichter, als die Hauptsache an diesem Bäumchen, in kleinen hölzernen Haltern, und zu diesen neunen prangte auf der Spitze ein zehntes. Das war die ganze Bescherung, wenn man nicht ein Stück buntes Band quervor, das oben irgendwie versteift war und ein Buchzeichen abgeben sollte, mit hinzurechnen wollte.

Der Hauptmann hatte diese Dinge aus seinem Auge entlassen. Er lehnte nicht ab und nahm auch nicht an. Er hatte den Stuhl etwas von dem Tisch zurückgeschoben bis an die Wand, aber er blieb in seiner Reichweite. Darauf blickte er stumm und wie zu Stein geworden in sich hinein. Es war jenes erstarrte Bild in seinem Innern, das ihn verstummen machte wie damals — jenes starre Bild, mit dem er wohl schon wie mit etwas Vertrautem umging und auf das er sich offenbar verließ, wenn ihn etwas anfocht.

Nach einer Weile regte er sich; doch schwieg er noch immer,

aber er tat es in einer ernstesten Freundlichkeit, und das starre Bild war nicht mehr in ihm. Während wir noch so saßen, kamen schwere und eifrige, mir wohlbekannte Schritte die Treppe heran. Es war mein Wachtmeister, der meldete, in einer Viertelfunde sei die Schwadron drüben in ihrer Kantine angetreten zur Weihnachtsbescherung. (Etwas anderes gab es für ihn nicht, als daß die Schwadron antrat.) Der Wachtmeister ging wieder.

Ich blickte den Hauptmann an. „Bleiben Sie?“ fragte ich. Er wußte sehr genau, wie sehr ich mich gefreut hätte und daß ihm kaum etwas Unangenehmes begegnen würde — mit falschen Worten, mit falschen Mitteln an falschem Ort und unter Fälschung der Gefühle.

„Nein“, sagte er. — Und dann sehe ich etwas — ich sehe es noch —, was mich hinbannt, was mir plötzlich die Pulse bis zum Zerspringen in die Schläfen jagt, was meinen Blick völlig aufzehrt und mich atemlos und regungslos an meinem Sitz festhält; ich sehe, wie er, während er ganz langsam weiter spricht, aus einer Streichholzschachtel, die für das Anzünden der Kerzen und für meinen Gebrauch bei den Dingen auf dem Tisch lag, ein Hölzchen nimmt, es anstreicht und eines der Kerzchen an dem künstlichen Tannenbaum in Brand setzt. „Nein“, sagte er ganz ruhig; „sehen Sie: — ich — bin — ein — Mann —, der — nicht — mehr — Weihnachten — feiert.“ Und bei jedem Wort streicht er ein Streichholz an, spricht bedächtig und ohne das Bäumchen aus den Augen zu verlieren das nächste Wort, zündet das nächste Lichtchen an und löscht das Streichholz vorsichtig, indem er es ausbläst und auf den Deckel der Schachtel legt, die er mit der Linken halb geöffnet auf dem Tisch in ihrer Lage hält. —

Als die zehn Lichter, die er so feierlich und so umständlich berührt hatte, endlich brannten und in ihrer Anordnung wirklich einen gewissen Glanz um sich verbreiteten — sie wußten ja nicht, was sie mehr sollten —, stand der Hauptmann auf.

„Sie müssen jetzt hinübergehen“, sagte er mit Hinweis auf meine wartenden Dragoner. Er knöpfte den Mantel zu, nahm das kleine Bäumchen wie ein ihm anvertrautes Stück vom Tisch und ging, indem er mir freundlich und ernst zunickte, neben den sich biegenden Flammen zur Tür. Draußen begann er bedächtig die Treppe hinaufzusteigen.

Noch ganz umrätselt folgte ich ihm und startete ihm nach, wie er die Stufen hinunterging. Ich konnte mir mit den gewagtesten Vorstellungen nicht erklären, was er mit dem brennenden Weihnachtsbaum in einer Hand anfangen wollte. Es sah hilflos und verzweifelt aus, was er tat. Der flandrische Wind würde die Lichter sofort auslöschen, wenn er nur aus dem Hause trat. Wollte er von den Dingen, vor denen er gefessen, nur eines mitnehmen, um nicht alles lieblos auszuschlagen, was ich ihm bot?

Da gewahrte ich, nun schon von oben in sein mit Kerzen beleuchtetes Gesicht schauend, was in ihm vorging, und daß er sozusagen nur halb tat, was er tat. Er traumwandelte die Treppe hinunter, in seinen Zügen war noch einmal jene andere Welt, und was er da an Licht in seiner Hand hielt, war nur ein Gegengewicht, irgendeine kleine, erhellende, ahnungslose Hoffnung in dem gewaltigen Dunkel, das um ihn schwieg.

Ich flog ihm nach — ich wollte ihn halten, bei der Hand fassen. Zu spät. Als ich die Haustür aufriß, aus der er eben gegangen war, war er verschwunden — in den weißen regungslosen feuchten Nebel aufgelöst. Nur ein kleiner Schein, den ich nicht rufen konnte, entfernte sich rasch.

Ich habe den Durchlöcherter nicht wiedergesehen. Nach einigen Monaten wurde er mit einer jungen, von ihm geführten Sturmtruppe nach dem Osten gerufen und fiel in den großen Angriffen der russischen Front in Galizien.



Lichtbild: Dr. Hans Pfeifer.

Schneeweihnacht.

Von Paul Alberdes.

Damals hatte es schon vor Weihnachten viele Tage und Nächte lang unaufhörlich geschneit, was selbst hier unten in Bayern nicht häufig ist; dann war mit aufklarendem Himmel der Frost gekommen, der die Bäche bis in den Grund und die Wasserfälle im Sturz erstarren machte, und der den Schnee locker und trocken erhielt. Ein solcher Schnee — Pulverschnee, wie die Schifahrer ihn nennen — ist mit keinem anderen Stoff dieser Erde zu vergleichen. Er ist ein Zwischenwesen, eine innig-zarte Verbindung von Luft und Wasser, fließend, wie Wasser fließend ist, aber trocken und beharrend zugleich, wehend und lustig, wie der Wind wehend und lustig ist, und doch kann man ihn mit dem Reissigbesen von der Türschwelle fegen. So beschaffen ist also der Schnee damals gewesen, vor einigen Jahren, als ich am Morgen vor Heiligabend mit Eugen hinausfuhr, um unseren Freund zu besuchen, der schon seit einigen vierzehn Tagen ganz allein auf einer einsamen Almhütte hauste, weit hinter den Bergen des Tegernsees, noch hinter dem Risskogel, sieben gute Stunden von der Bahn entfernt, bei schlechtem Wetter und bei schlechtem Schnee wohl auch einiges mehr. Dort saß er allein und schürte den Herd, der auch des Nachts nicht ausgehen durfte, und kochte sich selbst und wusch die Teller auf und die Gläser, aus denen er gegessen und getrunken hatte. Er schrieb an einer neuen Erzählung dort, des Tages beim Schneelicht, das durch die winzigen Fenster zwischen den dicken Balkenlagen hereinschimmerte, und des Abends noch ein wenig beim Licht der Petroleumlampe. Zuletzt aber hat er sich doch zuweilen gegrault, wie er nachher sagte, nachdem er nun schon solange keinen Menschen mehr gesehen und auch mit keinem geredet hatte, außer mit sich selbst, und nachdem auch der Rum, den er dagegen einnahm, gegen das Graulen, zu Ende gegangen war.

Er erzählte das, als wir ihn trafen, in der Winterstube der letzten Wirtschaft am Eingang in das Valepper Tal, wohin er uns entgegengekommen war. Es war aber aus mehreren Gründen gut, daß er doch noch heruntergefahren war; denn wir beiden anderen kannten den Weg auf die Alm hinauf ja noch nicht, und wir hatten auch keine Karte, sondern nur ein quadriertes Blatt aus einem alten Meldebuch, auf welches uns ein Rundiger den Verlauf des Weges gezeichnet hatte. Er hatte aber nur den Weg gezeichnet und die Stege, die zu überschreiten, die Gatter, die wir überklettern sollten, und die Schneisen im Wald, durch die wir uns linker Hand oder rechter Hand hinauf oder hinab zu ziehen hätten. Aber viele andere Stege, Gatter und Schneisen, die es am Wege dort hinauf in der Wirklichkeit auch noch gab, die waren weggelassen — versteht sich, denn sie gingen uns nach des Rundigen Meinung ja auch gar nichts an; aber doch waren wir auch insofern sehr erfreut, als wir in jener Wirtschaft den Ernst hinter einem dampfenden Suppenteller sitzen sahen.

Es war aber auch in Ansehung unserer eigenen Rucksäcke erfreuend, daß er den seinen leer mit heruntergebracht hatte, denn wir schleppten außer dem notwendigen Zeug für eine Woche auf der Schialm auch noch die ganze Weihnachtsbescherung mit, den Christbaumschmuck und die Hirten auf dem Felde, wie Eugen sich ausdrückte. Das war übertrieben und ungenau, aber eine Bescherung war es doch, was er nun auspackte, um es vorzuweisen, sich daran zu weiden und einen Teil davon hernach in den leeren Rucksack zu geben.

Der Weg ist anfangs ein Ziehweg, tief eingeschnitten in den Schnee und von den Holzschlitten festgefahren, so daß es bei sanfter Steigung die ersten ein, zwei Stunden ein angenehmes

Dahinstapfen war. Wir schwiegen still, denn der Wald um uns her und die Felsen und die Quellen schwiegen auch unter dem Schnee, und der Wildbach in der Tiefe, mit schwarzem Eis, wo er Gumpen bildete, und mit weißen, gläsernden Zapfen, Nadeln, Bärten und Säulen, wo er im Sturz erstarrt war, der schwieg auch stille. Vielleicht auch, daß wir vor uns hinschlachten, denn das lautere Weiß und Silber ringsumher, der Stämme tiefes Braun, der Tannen sattes Grün und das lichte Grau der Felsen in der unbewegten Luft stimmte uns heiter. Vielleicht aber war es auch diese Luft selber — eiskalt und eisklar, aber ganz leicht, und als schäume sie ein wenig, in die Lungen zu trinken —, die uns so verzauberte. Für die Tiere aber war es wohl kein guter Zauber, ein solcher Winter, das war zu sehen, als das Rudel Rehe den Hang über uns querte; es war, als schwämmen sie in Wasser, so mühselig ruderten sie durch den tiefen, losen Schnee; meist waren nur ihre Köpfe zu sehen über den angstvoll emporgerecten Hälsen, und ihre Augen blickten furchtsam und besorgt. Gegen Nachmittag fing es an zu schneien, mit wenigen wirbelnden Flocken zuerst, die auf und nieder tanzten und wiederum zur Heiterkeit stimmten. Aber dann gerieten sie in heftigere Bewegung, sie kamen dichter, sie kamen waagerecht mit dem urplötzlich aufgestandenen Wind daher, so dicht und waagerecht und so geschwinde, daß es wehe tat, die Augen offenzubehalten, und daß auf zwei Schritt in der Runde alsbald nichts mehr zu sehen war als ein wimmelndes, kreisendes Gestiebe, wie Nebel so dicht und so grau, aber schmerzhaft blendend, wie kaum das helle Licht der Sonne blendet; auch schien es kein Oben und kein Unten mehr darin zu geben.

Nun, es war keine Gefahr, wenn wir uns auch besser nicht aufhielten, denn wir waren doch etwas spät von der Suppe und dem Kaiserschmarren aufgebrochen. Aber wir würden nun doch in die Dunkelheit hineinkommen — und wie schnell doch so ein Weg zuschnitte! Es war nun auch längst schon kein Ziehtweg mehr, sondern ein Steig durch immer lichterem Wald, in steilen Kehren hangauf — aber wie rasch er verschwunden war und die Spuren verschwunden waren unter zwei und drei Fuß frischen Schnees, Pulverschnees wiederum, der aber jetzt das Fortkommen mühselig machte. Auch mußte man nun immer häufiger stehenbleiben, um ihn von der Brust und der Mütze zu schütteln; das Gesicht aber war heiß und dampfte, dort schmolz er sogleich und floß ganz unaufhaltsam in den Hemdenfragen hinein, und nun fing er auch noch unerklärlicherweise an, auf den Hölzern zu kleben und sich zu immer schwereren Lasten darauf und darunter zu sammeln, die nur mit harter Mühe herunterzuschaffen waren. Da geschah es denn bald, daß einmal der eine und dann wieder der andere von uns beim Wenden mit in die Luft erhobenen Bein aus dem Stand geriet und in jenem schönen Element verschwand, aus dem er, Undeutliches, aber gewiß nichts Weihnachtliches murmelnd, nach geraumer Frist erst wieder zum Vorschein kam. Nein, zu besorgen war nichts, wenn wir die Richtung innehielten, aber wir waren nun doch schon recht müde, alle drei, und nun wollte es auch wirklich Nacht werden.

Es wurde aber doch nicht Nacht. Mit einem Male ging das Stieben und Wehen und Schütten in ein Tänzeln und Flattern von einzelnen Flocken über, ganz wie es angefangen hatte, und dann hörte es auf und wurde still in der Luft. Der Himmel über uns erdunkelte abendlich, aber war noch ganz blau, tiefer blau als jemals bei Tage; und dann begann der Raum sich mit einem rötlichen Licht zu erfüllen, ganz unbegreiflich für uns, als brenne der Äther. Es kam aber vom Mond, der aufgegangen war, vom vollen Mond, den wir noch nicht sehen konnten, denn er stand für uns noch unter dem Hang zu unserer Linken. Aber auf die Steilhalde uns gegenüber, jenseits des Baches, auf den schütterten Wald uralter, windzerzauster Eschen und Buchen dort oben schien er schon mit seinem vollen Licht. Davon erbrannte der Schnee mit immer tieferer Glut, wir sahen

es mit Staunen, und in sein fließendes, atmendes Erröten hinein zeichneten die kahlen Äste und Stämme ihre krausen, verschlungenen Schatten mit tiefem Schwarz.

Und dann sahen wir, auf unsere Stöcke gelehnt, den Mond. Erst war es, als brenne ein goldenrotes Feuer zwischen den mächtigen Wipfeln der Tannen flackernd auf; dann stieg die volle, runde Scheibe unerwartet groß immer geschwinder in die Luft empor und schien endlich stillezuhaltend. Nun war sie schon kleiner, die Rote verging ins Messinggelbe und Silberweiße, auch das Licht in der Luft wurde weiß, silberweiß und flimmernd auch der Schnee, und dem erhellten Wald, durch den wir nun gelassen das letzte Stück zur Hütte hinüberspurten, war sogar etwas von der Farbe des Tages wiedergekommen, ein erinnerndes Grün der Tannen, ein mattes Braun der träumenden Stämme, ein geisterhaftes, scheinendes Grau des Gesteins.

Noch gab es, mit frostklammen Fingern und Gelenken, erschöpft, durchfroren, hungrig und verschmüht, eine unbehagliche, verdrießliche Weile, bis das Feuer im Herde wieder brannte und auch zu wärmen begann, und bis wir, mit frischen Hemden unter den wollenen Jacken und warmen Schuhen an den Füßen, wirklich um den blankgeschauerten Holztisch saßen, auf dem im goldenen Schein der Petroleumlampe der erste Kessel Punsch dampfte. Aber doppelt süß ist die Empfindung der wiederkehrenden Wärme des Lebens, der weichenden Ermattung, wenn die Gedanken und Empfindungen noch einmal aus dem Innersten heraufsteigen, freudiger und feuriger als je zuvor, und wenn sich zugleich das Gespräch, das schon verstummte, mit heiterer Uner schöpflichkeit erneuert. Die Lampe brannte länger, als sie wohl jemals in dieser Hütte gebrannt hatte in der Nacht. Nein, Christgeschichten erzählten wir uns nicht und lasen uns auch nicht die alten Texte vor. Aber der Eugen erzählte alsbald seine berühmte Geschichte vom Brunn zu Becelaere in Flandern, die wir zu hören ja nicht müde wurden — wir aus jenem Geschlecht, das nun einmal hatte dabei sein sollen; wie er in der Nacht des Brunnens wegen, den er suchte, allein in das flämische Gasthaus gekommen ist und wie die toten englischen Schützen dort um das Nachtmahl herum gesessen sind, das sie nun nicht mehr essen mochten; und was er, Eugen, mit der wunderlichen Wachstuchmütze des Listregiments auf dem Kopfe, für Gedanken hatte, als er die Tischrunde mit seiner Taschenlampe anleuchtete. Später gedachte der Freund seines unweit von dort gefallenen Freundes, des Unvergeßlichen, und zeichnete mit einem Stück verkohlten Holzes sein Angesicht auf die Platte des Tisches. Also war er zu uns gekommen, Weihnachten hier oben mit uns zu feiern, und nun kamen immer mehr Schatten aus der Vergangenheit hervor, als kämen sie durch die stillen, eisigen Lüfte herangezogen von weit her — aber geliebt und willkommen wie einst und wohl auch nicht verändert.

Später blies der Eugen noch ein Stück oder zwei auf der Querpfeife, tänzerische Stücke aus alten Musiken, und wir hörten ihm zu. Wir blickten in den Grund unserer Tassenköpfe mit dem erkaltenden Punsch darin und in die blauen, langsam ziehenden Schwaden aus unseren Tabakspfeifen, und da sahen wir manchen und mancherlei.

Nach Mitternacht traten wir noch einmal vor die Hütte, um zu horchen, ob keine Glocken zu vernehmen seien von weiter her. Aber es war nichts zu hören unter dem klaren, funkelnden Himmel und über den weißen, funkelnden Hängen. Doch, ein leises Sieden und Zischen und zuweilen auch ein dumpfes Murren — das war der Schnee, der rieselte und sich regte und sich setzte; und zuweilen ein Knirschen und Knarren und Achzen oben im Wald, das war der Frost im Holze und in den Steinen. Da tappten wir wieder in die Hütte zurück und legten uns nieder, um den Ofen herum in unsere Decken gehüllt und gedachten schon im Einschlafen, daß uns hier oben nun wohl glückliche Tage kommen würden.



Dr. Fritz Hagelstein

Eine der schönsten Aufnahmen aus dem „Deutschen Licht bild 1933“.

Bergwinter.

Epistel
eines Einsiedlermönches
an König Richard
von England.

Aus der Zeit der Hochblüte
der französischen Handschriften
(Ende des 14. Jahrhunderts).



Schätze auf Pergament.

Von Dr. Herbert Werner Gewande.

Es ist ein weiter Weg von der Keilschrift der alten Ägypter und den Hieroglyphen der Bewohner Ägyptens über die Runen unserer Vorfahren zum modernen Buch. Was uns Menschen einer modernen Zeit ganz selbstverständlich erscheinen will, die Wandlung von einer Erscheinungsform zur anderen, mußte doch erst langsam organisch wachsen, bis es zur Vollendung gelangte. Die zerbrechlichen Tontafeln und die Papyrusrollen haben noch heute einen nicht unbeträchtlichen Wert. Näher aber liegen uns die Zwischenstufen heimischer Entwicklung, die uns einen Einblick gewähren in eine Geschichte, die — trotz Abweichungen hier und da von der Moderne — doch im Grunde nicht so wesensfremd anmutet wie die Zeugnisse außer-europäischer Länder.

Das Runensystem der alten Germanen war nicht geeignet, schriftlich festgehalten zu werden; niemand suchte dies auch im Ernste durchzuführen, denn die Runen waren mehr oder weniger Geheimzeichen. Der Zauber dieses Geheimnisvollen blieb auch dem neuen Alphabet, das die Römer nach Deutschland brachten,

aber es gab doch eine gute Menge Eingeweihter, die die seltsamen Zeichen nicht nur enträtseln konnten, sondern auch niederschrieben. So hielten sie fest, was vergangene Geschlechter nur von Mund zu Mund verbreitet hatten, und übermittelten der Nachwelt alle die Dinge, die ihnen lieb und wert waren.

Zu den ersten Menschen, die das Schreiben lernten, gehörten natürlich die Mönche, die nach der Befehung der heidnischen Stämme überall ihre Wohnungen aufschlugen und Klöster gründeten. Daß sie sich dort in der Hauptsache mit der Niederschrift kirchlicher Werke befaßten, ist nicht verwunderlich, mußten ihnen diese Bücher doch geradezu als Rüstzeug für ihren Beruf dienen. Man mag es heute bedauern, daß uns aus den allerältesten Zeiten unseres Volkes nur verschwindend wenige Zeugnisse und selbst diese bisweilen nur wie durch ein Wunder erhalten geblieben sind, man mag einhundert dieser lehrreichen frommen Schriften gerne eintauschen mögen für eine einzige Heldensage, für eine noch so kurze Handschrift, die uns vom Götterglauben der alten



Deutsche Miniatur aus dem 15. Jahrhundert.

Die angeklagte Königin Helebat kommt vor den Thron
des Königs Gedras.

Flämische Miniatur
des 15. Jahrhunderts
(aus einem Kalender).

Vollendet in der Farbengebung und Ausführung, zeigt sie dennoch drei Bilder der Biblischen Geschichte zu gleicher Zeit: Erschaffung Evas, den Sündenfall, die Vertreibung aus dem Paradies.



Germanen einwandfreien Aufschluß gibt — dankbar müssen wir trotz alledem noch immer sein, daß es wenigstens gelang, eine nicht ganz unbeträchtliche Menge dieser Mönchsarbeiten bis in die Neuzeit hinüberzuretten.

Schätze sind für uns diese Manuskripte auf Pergament, und dieses Pergament muß unverwüßlich sein, daß es den Stürmen der Jahrhunderte bis heute troste. Auch die Farbe ist bis heute erhalten geblieben, mitunter so un'azbar frisch und bunt, daß man es nicht für denkbar halten will, daß die Handschriften bereits ein so hohes Alter haben. Doch gibt es eine ganze Reihe untrüglicher Zeichen, das Alter einer Handschrift zu bestimmen. Hat man mehrere von ihnen vor sich liegen, erkennt man bald, wie sich die Übergänge bilden von der älteren in die jeweils neuere Zeit. Die Sprache ist ein erstes Zeichen für das Alter eines Werkes. Aus der Erhaltung oder Abstoßung der klingenden Endsilbenvokale, aus der Vereinfachung des Konsonantismus geht allmählich eine neue Sprache hervor, die sich immer mehr abschleift und ärmer wird an Wohlklang und Vokalfülle. Als Gutenberg schließlich seine große Erfindung machte, war die Sprache schon so weit in die lebende Gegenwart hinein fortgeschritten, daß sie nicht mehr allzu großen Erschütterungen seither ausgesetzt worden ist.

Bei Bilderhandschriften gesellt sich ein zweites Kennzeichen dem ersten bei: die Miniaturen und Initialen. Gerade die kostbarsten Manuskripte sind bebildert, mitunter in ungemein reicher Fülle, bisweilen sogar von einem anerkannten Meister, dessen Namen die Nachwelt noch mit Stolz nennt. Solche Handschriften kosten bereits ein Vermögen, und es ist für den Privatmann fast unmöglich, sie zu erwerben, ganz abgesehen davon, daß sie sich in der Mehrzahl der Fälle bereits im Besitze von Länderbibliotheken befinden. So bewahrt z. B.

Berlin als einen seiner kostbarsten Schätze auf Pergament eine Dante-Handschrift auf, deren Wert kaum mehr zu schätzen ist. Aber auch andere Bilderhandschriften sind so hoch im Preise, daß sie wirklich als Kostbarkeit betrachtet werden müssen.

Wie der Mönch arbeitete, berichtet die Handschrift bisweilen gleichfalls, wenn man sie nur mit Aufmerksamkeit betrachtet. Mitunter hat ein Menschenleben nicht ausgereicht, das angefangene Werk zu vollenden. Dann ist ein anderer Schreiber an die Stelle des Verstorbenen getreten und hat das Werk zu Erde geführt. Aber nicht wie sein Vorgänger arbeitete er. Sein Geschmack war anders, seine Auffassung von den verschiedenen Dingen des Lebens, die uns umgeben.

So entstanden Miniaturen und Initialen, die den ersten nicht mehr ähneln. Farben sind verwandt worden, die der erste Maler nicht liebte; an Stelle eines leuchtenden Blau ist plötzlich ein schreiendes Rot oder ein saftiges Grün getreten.

Feder und Tusche, ein Kasten voller Farben, ein Pinsel überdies — das ist so recht eigentlich das Werkzeug des alten Kopisten, der Strich nach Strich die Handschrift weitertrieb und sie zu einem guten Ende zu bringen suchte. Mit dem einfachsten Werkzeug schuf er seine Meisterwerke, schuf er die Schätze auf Pergament, die wir heute bewundern, und deren Miniaturen uns bisweilen so außerordentlich modern anmuten, wie die Madonna auf dem Teufel oder die Szene, in der Helebatt zu König Sedras kommt. Sie könnte aus einem Kindermärchenbuche genommen sein, anstatt aus einem Werk des „finsternen“ Mittelalters.

Nicht immer sind die Miniaturen so klar und unverzeichnet wie hier. Bisweilen haben sich Fehler eingeschlichen, die uns zu einem Lächeln veranlassen. Da hat der wackere Maler übersehen, daß er den Kahn, in den er die beiden Fischer setzte, viel zu klein gemacht hat



Deutsche Miniatur
aus dem 15. Jahrhundert.
Einfachseite ohne Text mit Spruchbändern.



Französische Miniatur
aus einer in Berlin aufbewahrten Handschrift
der Blütezeit des 16. Jahrhunderts.

Der Dichter — schon kein Mönch mehr! — überreicht
der Herrin das zu ihren Ehren verfaßte Werk.

für sie, und die Pflöge, die so eilig das Weite sucht, ist
an Leibesumfang nicht viel geringer als der Bach, in
dem sie schwimmt. Aber das waren im Mittelalter eigent-
lich keine Fehler. Der Maler wußte es nicht anders, als
der es darstellte. Die Zuhörer aber und die Leser, die die
Handschrift zu Gesicht bekamen, nahmen durchaus keinen
Anstoß an den Verstößen gegen die Perspektive, die heute

kein Schulkind mehr begehen würde. Wie sich die Mal-
weise im Laufe der Jahrhunderte ändert, wie die Häuser
sich in ihrer Größe immer mehr den Menschen anpassen,
wie Bäume, Berge, Wolken und Tiere das rechte Maß
erhalten, das alles zeigen die Handschriften der Mönche
mit Deutlichkeit. Als der Höhepunkt einer schätzenswerten
Kunst erreicht war, als kaum mehr grobe Verzeichnungen



Deutsche Miniatur
aus dem 15. Jahrhundert.
Die Fabel von den drei Fischen.

vorkamen, da er-
fand Gutenberg
seine Buchdruck-
maschine, die den
Kopisten überflüs-
sig machte und an
die Stelle des einen
Werkes, das nur
immer entstehen
konnte, eine Viel-
heit setzte. Aber
mit Gutenberg ver-
schwand allmählich
die fröhliche Farbe
aus den Büchern;
es wurden die Ini-
tialen, die wie zier-
liches Rankenwerk
Abschnitte und Sei-
ten eingeleitet hat-
ten, immer selte-
ner. Schwarz wur-
de das Innere der
Bücher, und kein
lustiges Leben un-
terbrach mehr die
Eintönigkeit wie
ehedem.



Deutsche Miniatur
aus dem 13. Jahrhundert.
Der Kaiser treibt die Ungarn in die Donau.

Philipp Melanchthon.

Kupferstich
von Albrecht Dürer.



Ulrich von Hutten.

Ein deutscher Nationalist vor vierhundert Jahren.

Von Professor Dr. Walther Schneider.

Auf dem Hintergrunde der gewaltigen geistigen Umwälzung Europas im sechzehnten Jahrhundert, die mit der Renaissance in Italien begann und in der deutschen Reformation ihren Höhepunkt erreichte, erhebt sich auch noch für die heutige Zeit in merkwürdiger Lebendigkeit neben Luther die Gestalt des fränkischen Ritters Ulrich von Hutten. Merkwürdig deshalb, weil er beweist, wie sehr das Volk sich selbst seinen Mythus wie seine Helden schafft, unabhängig von den kritischen Ergebnissen der Forschung. Denn positiv hat Hutten für die evangelische Sache wenig geleistet, dem römischen Wesen aber war er ein grimmer Feind.

Luther erwuchs aus schwerster persönlicher Gewissensnot zum Kämpfer für die religiöse Wahrhaftigkeit, lehnte schroff jede Vermengung seiner Sache mit politischen Interessen ab. Der Führer auch der politischen Wiedergeburt seines Volkes wurde er, weil er deutsch war und weil er kühn war. In seinem Bekennermut, dem rückhaltlosen Einsatz seiner Person für die Sache, die ihm Gottes Sache war, liegt das Geheimnis seiner Kraft.

Das hat ihm auch Hutten zugeführt, den Aktivisten und Nationalisten seiner Zeit.

Aber während in Luther der Kampf zwischen der Sündenqual des Afzeten und der kraftvollen Lebensbejahung des germanischen Bauernblutes versöhnt wurde in der Geborgenheit der Gotteskindschaft, hat Hutten den Widerstreit zwischen

dem Bluterbe des Rittertums und dem Kulturideal des Humanisten nie bereinigen können. Diese Spannung zwischen Blut und Bildung gab seinem Leben den gewaltigen Schwung, aber auch die Tragik.

Dies Leben ist Kampf! Ihm ist der Humanismus nicht ein Streit literarischer Richtungen, sondern weltbewegende Schicksalsfrage. Als „Humanist in Waffen“ ist er ganz Lat-mensch, verachtet er die Parteilosigkeit eines Pirckheimer oder Erasmus als feige. Niemand hat seiner Auffassung nach ein Recht zur Neutralität; „denn Gott bedient sich der Menschen als seiner Werkzeuge, wenn es gilt, die Übeltaten der Bösen zu bestrafen“.

„Takt und Zartgefühl“, sagt man, „sind keine Streiter-tugenden.“ Auch Hutten hat sie nicht gerade besessen. In der Absolutheit seiner Überzeugung wird er einseitig, prahlerisch, geneigt, Kleinigkeiten des eigenen Lebens und des Lebens seiner Freunde zu großen Dingen aufzubauen, seine Gegner zur Frage zu entstellen.

Sein Wille ist auf wenige Punkte gesammelt, die ihn unab-lässig und bis ins tiefste bewegen. Unbestechlich verfolgt er als Ziel die Wiedergeburt des Deutschtums, die Wiederher-stellung germanischer Tüchtigkeit und christlicher Frömmigkeit.

Er ist kein ritterlicher Romantiker wie Kaiser Maximilian, der eine versunkene Zeit lebendig machen will; er kämpft als Deutscher gegen das Welschtum, als Humanist gegen die



Ulrich von Hutten.

Nach einem
zeitgenössischen Holzschnitt.

Aus dem Corpus Imaginum
der Photographischen Gesellschaft
Berlin.

Scholastik, um für eine neue Zeit neue Menschen zu schaffen. So ist sein Wort zu verstehen: „O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Lust, zu leben, wenn auch noch nicht in der Tiefe! Die Studien blühen, die Geister regen sich!“

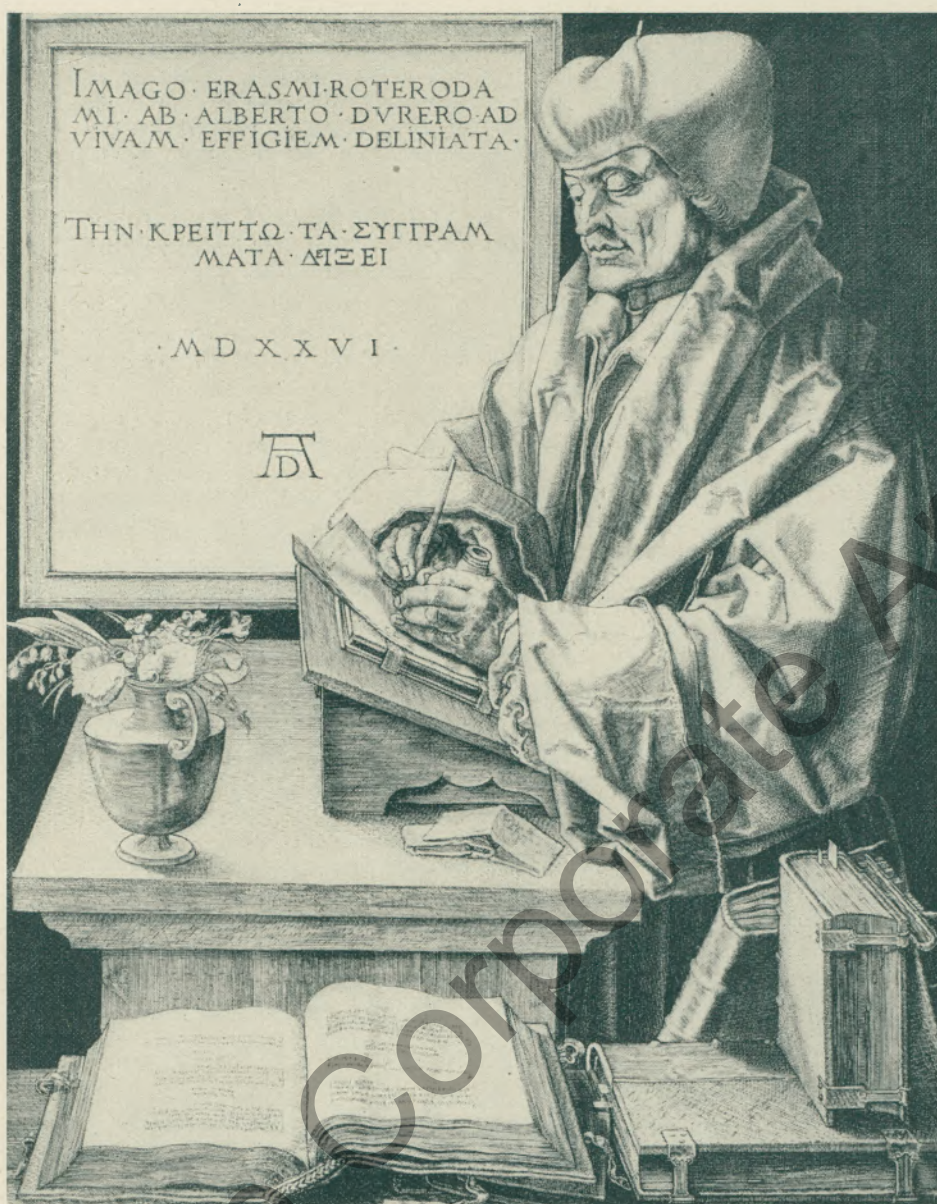
In ihm lebt eine merkwürdig klare Vorstellung von einer einheitlich deutschen Geschichte. In einer Schrift aus Wien („Warum die Deutschen gegenüber der Frühzeit noch nicht entartet sind“) dringt er zuerst in die germanische Vergangenheit vor, warnt die Franzosen, den „trotz aller Angriffe unbezwungenen Rhein erreichen zu wollen“, weist auf die deutschen Erfindungen des Pulvers und Buchdruckes hin. Er zuerst sieht die Bedeutung des deutschen Kaisertums nicht im untergegangenen römischen Reich, „das ein Ende genommen hat, außer daß sein leerer Name noch an den Deutschen haftet“, sondern in seiner völkischen Begründung. Er leitet den literarischen Ahnenkult ein, indem er aus des Tacitus Schriften die Gestalten des Arminius und vor allem des Arminius in prachtvoller Lebendigkeit vor den Augen der Zeitgenossen erstehen läßt. Ihn rühmt er als den „Befreier Deutschlands“, den Helden, der, „einzig auf den eignen Geist und Mut gestützt, in sich selbst die Quellen fand, die deutsche Schande zu tilgen, Deutschland innerlich zu verbinden und einig zu machen und es das längst ersehnte Gut der Freiheit genießen zu lassen“.

Und diesen innerpolitischen Freiheitsgedanken führt Hutten in die Idee nationaler Unabhängigkeit nach außen über. Als der Druck der 1515 in Rom gedruckten „Annalen“ des Tacitus in Deutschland verboten wurde, sah er darin die Absicht, „Geistesbildung und wissenschaftlichen Fortschritt unter uns zu hemmen“. Aber die deutsche Nation „werde wieder Augen bekommen“. „Deutschland hat sich seiner selbst erinnert und will frei sein. Sehen möge das Ausland, daß Deutschlands schlafende Tapferkeit erwacht ist.“

Die Wirklichkeit entsprach wenig dem berechtigten Stolz auf die eigne Vergangenheit und den eignen Wert. Im Kreise der Nationen fehlte allein den Deutschen der nationale Staat. Deutschlands Unglück sieht Hutten im Versagen des Kaisertums: „Deutschland geht an seinen eignen Kräften zugrunde, an dem Zwiespalt im Innern. Stark ist in Deutschland die Jugend, groß ist ihr Sinn und gierig nach wahrem Ruhm. Aber niemand schreitet voraus, niemand führt sie. So geht jene Kraft verloren, jene Tüchtigkeit schwindet dahin, und das glühendste Verlangen nach großen Taten löscht sich selbst aus, im Dunkel verglimmend.“

Gerade hier jedoch, in dem Problem des Führertums in seinem Verhältnis zur „Freiheit“, liegt der innere Bruch des huttenischen Denkens. In seiner Gegnerschaft gegen die Fürsten wie gegen die Städte, in denen er einseitig die Brutstätten einer der bodenständigen Entwicklung schädlichen Geldwirtschaft sieht, bleibt er eben doch in der Enge der mittelalterlichen Weltanschauung stehen. Er sah nicht — und konnte nach seiner ganzen Entwicklung noch nicht erkennen —, daß nur über die Zwischenstufe des Landesfürstentums mit seiner straffen Organisation der bis dahin auseinanderwirkenden Kräfte die Wiedergeburt des deutschen Volkes möglich war. Seine und seines Freundes Franz von Sickingens Versuche, Karl V. oder dessen Bruder Ferdinand mit der Glut des deutschen Idealismus zu erwärmen, mußten ebenso kläglich scheitern wie alle späteren Bemühungen, dies romanistische Herrscherhaus mit deutschem Volkstum zu erfüllen.

Er ruft den Kaiser zum Krieg gegen die Türken auf: „Führt Krieg, laßt uns nicht ruhen, und sogleich wird die deutsche Tüchtigkeit wieder erstrahlen, wie der Pflug glänzt, der sich an der Furche gescheuert hat. Löse endlich die Erwartung Deutschlands, die du dir verpflichtet hast. Laß nicht die Verzweiflung an der Gerechtigkeit aufkommen. Führe uns wieder



Erasmus
von Rotterdam,
einer der führenden Köpfe im
Kampfe um die geistige
Wiedergeburt.

Kupferstich aus dem Jahre 1526
von Albrecht Dürer.

in offene Gefahr, in Krieg und Brand. Alle Nationen mögen gegen uns wirken, alle Völker sich auf uns stürzen! Wir möchten lieber in der Gefahr unsere Kräfte erproben als so unmännlich, ohne Kampf, wie die Weiber unterliegen und Knechte sein."

Jedoch erkennt dieser fanatische Nationalist keineswegs die Fehler seines Volkes. „Eine tiefe Tragik liegt über den Deutschen. Sie sind in Waffen unüberwindlich; zum Herrschen sind sie weniger geschickt, und es trifft bei ihnen zu, daß sie zwar zu siegen, nicht aber den Sieg zu benutzen verstehen."

Dabei sind diese Barbaren „nach guten Sitten, Fleiß und allen Tugenden, Redlichkeit des Gemütes das gebildetste Volk — wenn sie nur keine solchen Trinker wären". Gegen dieses „Erblasser" zieht der Humanist erbarmungslos zu Felde: „Die Deutschen würden allzu groß werden, wenn sie davon ließen. Aber der Fehler ist ihnen angeboren wie dem Italiener das Betrügen, dem Spanier das Stehlen, dem Franzosen die Frechheit und der Übermut."

Das zweite deutsche Laster ist der Hang zur Ausländerei: „Es gibt Härtlinge und Verführer, die Deutschland in üblen Ruf bringen. Sie nehmen die schlimmsten ausländischen Sitten an, als wollten sie lieber mit fremden Lastern wettkämpfen als der Tugend ihrer Väter treu bleiben. Diese Leute sollte man zwingen, Deutschland ungesäumt zu verlassen, ehe alles von ihrer Verderbnis angesteckt wird."

Andererseits rühmt er, an Tacitus anknüpfend, „Reinheit der

Sitten und Mannhaftigkeit" als Kennzeichen des deutschen Volkscharakters.

Diese Hinneigung zur germanischen Frühzeit führt den Erben alten Ritterblutes zu einer einseitigen Wirtschaftsauffassung, die eigentlich dem Kulturinteresse des Humanisten widerspricht. Er glaubt, ein agrarisch gebundenes, vor-kapitalistisches Wirtschaftssystem als „echt deutsch" dem verhassten Geld- und Handelssystem entgegenstellen zu können. Dabei erkennt er so wenig wie Sickingen die Notwendigkeit für die Reichsritterschaft, sich zum Schutze gegen die drohende Fürstenherrschaft mit den freien Städten zu verbinden. Wieder streiten hier in Hütten Blut und Intellekt gegeneinander.

Die Kaufleute nennt er in einem „Dialog" unter den verschiedenen Arten von Räubern, die in Deutschland viel gefährlicher hausten als die soviel verfluchten „Raubritter", ja als die Straßenräuber. Für „läppische Waren", ruft er den Kaufleuten zu, „die ihr einführt, verschleppt ihr unberechenbare Massen Goldes von uns ins Ausland. Unmöglich können uns hier Geborenen Dinge wohl bekommen, die nicht hier gewachsen sind. Bekämen sie uns, so würde die Natur schon gesorgt haben, daß sie auch hier wüchsen. Nicht zur Nothdurft, sondern zum Vergnügen verlangt man jene Pfeffer, Ingwer, Zimt und dergleichen, und nicht, um den Körper zu erhalten, sondern um zu reizen, setzt ihr sie in Umlauf. Auch durch die Seide und unzählige Arten ausländischer Kleidung wird Deutschlands angestammte Kraft schlaff gemacht. Die besten

Sitten werden verdorben, indem weibische Puffsucht und schimpfliche Weichlichkeit einreißt."

Ganz besonders haßt Hutten die Fugger, deren ungeheure Bedeutung für die Begründung des im modernen Staate notwendigen Kreditwesens, des Bergbaus und anderer wertvoller Unternehmungen er allerdings völlig verkennet. Indessen darf man nicht vergessen, daß die Empörung über die Ausbeutung der Monopole durch die „Handelsgesellschaften“ allgemein war. So beschwerte sich der Adel auf dem Nürnberger Reichstag von 1523, daß sie, „ohne Zweifel teutscher Nation im Jahre mehr verdeckter Weise listiglich abschaffen und unter dem Tage rauben, als alle die andern Feldräuber in zehn Jahren tun mögen, und wollen dabei ehrbar genannt sein“. Die Bauern im Kriege 1525 verlangten die Aufhebung dieser Gesellschaften, und Luther will ihnen „einen Baum ins Maul legen“.

Hutten zeigt daher einen scharfen und richtigen Blick für die Gefahren dieser Ausbeutung, wenn er sagt: „Die Handelsgesellschaften wie die Fugger laufen durch eine Art Tyrannei allen im Einkauf den Rang ab oder überbieten sie durch ihr Geld, machen dem kleineren Mitbewerber den Einkauf unmöglich und verkaufen dann, wenn sie die andern ausgeheßt haben, zu welchen Preisen sie wollen.“ „Was macht es denn noch für einen Unterschied, ob du mir das Meine mit Gewalt nimmst oder mich so mit List umgarnst, daß ich es dir freiwillig hingebe?“

Nicht viel besser kommen in den Augen des streitbaren Humanisten die „römischen“ Juristen, „die Schreiber und Rechtsgelehrten“ weg, in denen er zugleich die scholastisch-formalistische Denkweise bekämpft. Auch hier schießt er allerdings bedenklich über das Ziel hinaus, wenn er ihnen „das Streben“ unterstellt, „auch die ungerechteste Sache, als wäre sie gerecht, zu verteidigen und jede gute schlecht zu machen“, ja behauptet: „Wie des Künstlers Hand das Wachs, so kneten sie das Recht und drehen die Gesetze so und wieder so, wie es ihr Vorteil erheischt.“

Er übersieht dabei, daß die Vielheit der in Deutschland geltenden Rechte und die Unsicherheit des Rechtsganges ein schweres Hemmnis für die Fortentwicklung der nationalen Einheit waren, und daß nur mit Hilfe des formal und sachlich geschlossenen römischen Rechtes die machtpolitische Zusammenfassung und Organisation der Territorien, die, wie die Dinge einmal lagen, allein die vom Reich aufgegebenen nationalen Aufgabe wenigstens vorbereiten konnten, möglich war.

Andererseits hat er die dauernde Gefahr, die in der Knebelung des lebendigen Stromes volkstümlicher Rechtsanschauung lag, richtig empfunden, wenn er sagt, „die Austreibung des römischen Rechtes werde dem Vaterlande seinen alten Ruhm wiedergeben“.

Wenn Hutten schließlich als dritte Gruppe der Menschen, die Deutschland schädlich sind, den Klerus nennt, so treibt ihn hier mehr das Gefühl des erwachenden Selbstbewußtseins der Nation als religiöses Interesse. Allzu zahlreich waren ja die Beschwerden der deutschen Stände gegen den päpstlichen Hof. Denn je weniger die erstarkten Nationalgewalten in England und Frankreich geneigt waren, die finanziellen Ansprüche der prunkvollen Hofhaltung der Päpste zu befriedigen, desto schärfer wurde das in sich zerrissene Deutschland durch Palliengelder, Peterspfennige und Ablasszahlungen herangezogen.

Auch Hutten verlangt, man solle das nach Rom geforderte Geld für nationale Zwecke verwenden. Das werde auch zum Segen der Kleriker ausschlagen. „Wenn Deutschland ihr Einkommen verminderte und sie das Feld bebauen und wie andre ehrliche Leute im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot erwerben hieße, dann würde es fromme Geistliche bekommen, die sich nur um Geistliches bekümmern und die Frömmigkeit nicht für ein Gewerbe halten.“

Während aber Luther, der gleichfalls in der nationalen Bewegung etwas Berechtigtes sah und sich in der Schrift „An

den christlichen Adel deutscher Nation“ gegen die Herrschaft des Papsttums in weltlichen Dingen wandte, diesen Kampf religiös unterbaute, bleibt die Polemik Huttens humanistisch und moralistisch. Sie gilt vor allem dem Anspruch der Geistlichen auf Beherrschung des öffentlichen und privaten Lebens.

Der „Heiligenanspruch“ ist ihm ärgerlicher als die Sünden des Klerus. Er hält sich nicht für besser, aber für ehrlicher. So bleibt er doch nur stark im Verneinen, ohne die Apostelkraft wahrhaft religiöser Neugestaltung zu besitzen. Ihn treibt mehr sein wissenschaftliches und politisches als sein religiöses Gewissen in diesen Kampf. Man weiß, daß Luther sich ihm und Sickingen gegenüber kühl verhalten hat. Hutten selbst hat das, was ihn von Luther trennte, in den Tagen von Worms, wo er ihm am nächsten stand, in die schlichten Worte gefaßt: „Darin unterscheidet sich unser beider Vorhaben, daß meines menschlich und irdisch beschränkt ist, während du als ein schon Vollkommener alles auf das Göttliche gestellt hast.“

Hutten litt überall Schiffbruch, zuletzt auch in der Politik. Der „Pfaffenkrieg“ gegen den Erzbischof von Trier, zu dem er Sickingen beredet hatte, endete mit dessen Niederlage und Tod. Die „Herberge der Gerechtigkeit“, wie er die Ebernburg nannte, bot dem Verbannten keinen Schutz mehr. Rastlos flog er von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Noch einmal leuchtet sein Mut in dieser Zeit auf in einem herrlichen Liede: „Ich hab's gewagt mit Sinnen.“ Dann entartet sein Kampf um die deutsche Freiheit in der an Straßenraub grenzenden Fehde des Reichsritters gegen die Straßburger Dominikaner. Als armer, kranker Flüchtling endet er 1523 auf der Insel Ufnau im Züricher See.

Hutten war eben nationaler Fanatiker von seltener Willenskraft, aber ohne den rechten Sinn für die realen Verhältnisse und ohne die sittliche Stärke des Führers. In der Zerrissenheit seines Wesens zwischen der Beschränktheit des ständischen Rittertumsgeankens und humanistischer Gelöstheit und Weltweite gelang es ihm nicht, seinem Jahrhundert praktisch neue politische Wege aufzudecken.

Wenn er trotzdem als Held seiner Zeit hervorragt aus der Masse bedeutender Humanisten, Gelehrter, Staatsmänner und Bürger, so liegt das an der Unbedingtheit seines Lebens, das ganz Wille und Schicksal war.

„Das ist“, läßt er seinen Helden Arminius sagen, „Treulosigkeit, wenn sich einer nach dem Wechsel des Glückes richtet und seine Treue wandelbar macht. Mich hat die Gerechtigkeit meiner Sache getrieben, auch gegen ein widriges Geschick anzustreben.“ Und als er 1520 in Acht und Bann kam, schrieb er: „So fängt doch endlich dieser Brand zu brennen an, und es soll mich wundern, wenn er nicht schließlich durch meinen Untergang gelöscht werden müßte. Aber in diesem Handel habe ich mehr Kraft der Gesinnung als jene äußere Macht. Wohlan denn! Jetzt heißt es: Hindurch!“

In dieser Furchtlosigkeit vor Menschen und Treue gegen sich selbst und seine Sache, in dieser Reinhaltung des Gewissens der Überzeugung liegt die Vorbildlichkeit Huttens — trotz aller Erfolgslosigkeit im irdischen Dasein. Er bekennt:

„Von Wahrheit will ich nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann.
Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fest und hehr
Man mich damit zu schrecken meint,
Wiewohl meine fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hatt gefangen an.
Gott woll sie trösten! Es muß gahn,
Und sollt es brechen auch vorm End.
Wills Gott, so mag's nit werden gewendt.
Darum will brauchen Füß und Händ.“

„Ich hab's gewagt!“
Mit diesem „Ich hab's gewagt“ leuchtet Hutten hinein in unsere Tage.



Bethlehem 1932.

Eine Erinnerung von Herbert Frißche.

Der Tag war heiß gewesen, weit und staubig die Landstraße, die ich gewandert war. Viel hatte ich gesehen, viel hatte ich gedacht, und jetzt war ich müde. Sieben Kilometer noch waren es bis zum nächsten Dorf, in dem ich die Nacht zu bleiben gedachte. Sieben Kilometer sind ein weiter Weg, wenn ein langer Wandertag zu Ende geht. Ich saß auf einem Baumstumpf und hielt noch einmal kurze Rast. Der Stecken in meiner Hand zog fahrigere Figuren in den Weg vor mir, an deren Gestaltung das Gehirn keinen Anteil hatte. Erst später nahm es wieder bewußt Einfluß auf die Formung. Mathematische Gebilde entstanden, wurden zu Maschinenteilen, dar-

gestellt in Aufriß, Seitenriß und Grundriß. Das war einmal mein Beruf gewesen, Maschinen zu bauen. Es gab keine Maschinen mehr zu bauen. Darum saß ich müde auf einem Baumstumpf, der am Wege stand, und hatte noch sieben Kilometer zu laufen, bis ich im nächsten Dorf ein Nachtlager fand. Was zwischen der Rast auf dem Baumstumpf und den aufgezzeichneten Maschinen lag, ist eine bittere Zeit zunichte gewordener Hoffnungen und ewiger Enttäuschungen, von der man nichts zu sagen braucht, weil sie ein jeder kennt.

Es war schon ziemlich dunkel, als ich in das Dorf kam und dort nach dem Gemeindevorsteher fragte. Der Gemeindevor-

steher saß mit seinen Leuten beim Abendbrot, und als ich ihn um einen Quartierschein bat, hieß er mich warten. Ich stand, zum Umfallen müde und hungrig, an der Tür und durfte zuschauen. Als ich merkte, daß der Mann sich absichtlich Zeit ließ, setzte ich mich auf einen Stuhl. Ungehaltene Gesichter drehten sich nach mir um.

„Woher kommen Sie denn?“

„Von sehr weit her, lieber Mann.“

Ich hätte dem Mann gern eine Grobheit gesagt, wenn ich nicht zu müde gewesen wäre. Da der Anblick gut und ausgiebig essender Menschen nicht geeignet ist, einen hungrigen Magen zu beruhigen, nahm ich aus meinem Rucksack eine der durch die Tageshize krumm gewordenen Stullen, klappte sie auseinander, besah mir nachdenklich den mageren Schmalzaufstrich und fing an zu essen. Das half. Ich würgte noch am ersten Bissen, als mir der ausgestellte Quartierschein übergeben wurde.

Auf dem Wege zum Gasthaus stellte ich vergleichende Betrachtungen an zwischen christlicher Nächstenliebe und organisierter Wohlfahrt, merkte bald, daß es hierbei zuviel Nachdenkliches gab, um damit in Eile fertig zu werden, und begnügte mich vorläufig mit der Feststellung, daß beides bei dem Oberhaupt dieser Gemeinde nicht hoch im Kurse zu stehen schien.

Das einfache Abendbrot, das mir im Gasthose gebracht wurde, hatte ich bald verzehrt und ging hinüber zum Pferdestall, der den Quartierscheingästen als Nachtlager zugewiesen war. Die Dunkelheit im Stall war bereits so stark, daß ich die beiden Gestalten, die dort auf dem Strohlager hockten, erst bemerkte, als ich über ein paar Stiefeln stolperte.

„Paß doch auf, wo du hintrittst!“ wurde ich angesaucht.

„Halt's Maul!“ gab ich zurück. „Sag' mir lieber, ob man hier Licht machen kann.“

„Schlag dich in die Augen, dann hast du Licht!“

„Ich habe von dir keinen Ratschlag, sondern eine Auskunft erbeten. Guten Abend übrigens.“

„Guten Abend.“

Das war die Begrüßung, und wir wußten, daß wir uns großartig verstehen und noch ein Weilchen angeregt unterhalten würden. Die zweite Gestalt, die ich nur ganz schemenhaft erkennen konnte, gab mir dann Auskunft.

„Mit Licht, mein Lieber, wirst du kein Glück haben. Die Streichböcker haben sie uns abgenommen, und das Elektrische ist abgeschaltet. Tja, ja!“

Nun gut, so viel lag mir schon nicht mehr daran. Ich hatte einen Platz gefunden, zog Jacke und Stiefel aus und warf mich aufs Stroh. Meine beiden Lagergenossen hatten sich offenbar schon über das Wichtigste unterhalten. Das Wichtigste, das waren die Fragen: Woher? Wohin? Wo lohnte es sich vorzusprechen, wo nicht? Wo war die Unterkunft gut, wo war sie schlecht? Erfahrungen wurden ausgetauscht, Ratschläge gegeben, Warnungen erteilt. Jetzt erwartete man von mir, zu wissen, was wissenschaftlich war. Das war schnell getan, und dann glitt das Gespräch auf andere Gebiete hinüber. Auch ohne Licht merkte ich jetzt, daß ich mit zwei Alten zusammenlag. Sie redeten über Politik. Mit der Ansicht des einen war ich nicht einverstanden, sprach ihm aber nicht dagegen, weil das die Nachtruhe unnötig abgekürzt hätte. Einfache Menschen sind schwer zu überzeugen und pflegen ihre Meinung furchtbar hartnäckig zu verteidigen. Außerdem wartete ich darauf, daß die beiden etwas Eigenes, etwas von ihrem Schicksal berichten würden. Daß der vielen Menschen eigenen Mitteilbarkeit brauchte ich nicht lange zu warten. Wenn auch Einzelschicksale, von einer höheren Warte aus betrachtet, belanglos sind, so hatte ich damals doch ein eigenartiges Bedürfnis, mich in Leid, Not und Elend fremder Menschen zu vertiefen. Vielleicht nur deshalb, um mein eigenes — wenig rosiges — Dasein nicht so furchtbar tragisch zu nehmen, wozu man leicht geneigt ist.

Der eine hatte sein Leben lang als Schuhmacher in einer Fabrik gearbeitet und war vor ein paar Jahren um sein Brot gekommen, als diese Fabrik pleite machte. Er hatte in seinem Leben nichts als seine Arbeit gekannt, war noch nicht viel herumgekommen in der Welt, und es mochte für den vierundsechzigjährigen Mann keine Kleinigkeit sein, auf die Walze zu gehen, um bei Verwandten, die im Rheinland wohnten, Unterschlupf zu suchen. Wie fast alle Schuhmacher, besaß er eine gewisse Intelligenz, hatte viel gegrübelt, und ich hörte von ihm manchen guten, zu Ende gedachten Gedanken. Das Fazit seines Lebens aber hieß „Resignation“. Er zog dieses Fazit während unserer Unterhaltung mit unerhört bitterer Sicherheit, die keinen Widerspruch zuließ.

„Ich habe einmal gelesen“, sagte er, „daß jemand gesagt hat: Wie kann ich glücklich sein, wenn einer meiner Brüder leidet?“ Seht ihr, das ist ja das Unglück in der Welt, daß keiner mehr so denkt. Die Menschen sind nicht mehr Brüder, und darum kennen sie auch nicht das Leid für andere. Sie wollen es gar nicht kennen. Wäre es nicht so, würden nicht viele Millionen im Leid ersticken. Es gibt noch zu viele ‚Glückliche‘ auf der Welt. Das ist unser ganzes Unglück. Ja, ja, glaubt es nur! Unser Leid fing damit an, daß wir brot- und obdachlos wurden. Ich sage: fing an! Daß man nichts zu essen und kein Dach überm Kopf mehr hat, bedeutet noch kein Leid. Aber was nachher in uns aufkeimte, was da drinnen bohrte und fraß, das war das wirkliche Leid. Das kennt ihr selbst, ich brauche davon nicht zu sprechen. Ich glaube, daß es eine Erlösung von diesem Leid nicht gibt. Sie müßte von den Menschen kommen, und das ist nicht möglich, solange sie nur hasen und jagen nach dem Glück — was sie so ‚Glück‘ nennen. So lange bleibt aber auch ihr und ich und alle die Millionen anderer im Leid. So ist es und nicht anders. Findet auch damit ab.“

Lange schwiegen wir alle drei. Der armselige alte Schuster da neben mir im Stroh hatte nicht nur von sich, er hatte ganz allgemein gesprochen. Einfach, sachlich, nüchtern, unkompliziert. War er im Recht?

In tiefer Niedergeschlagenheit hatte ich kaum zugehört, was der andere erzählte, und verstand nur, daß auch ihn der Zusammenprall mit einem widrigen Geschick aus den Gleisen geworfen hatte. Er verfluchte sein Leben, weil die Vergangenheit freudlos und die Zukunft hoffnungslos war.

Gab es gar keine Freude mehr auf der Welt, kein bißchen Glück und Sonnenschein? Das war ja alles so entsetzlich traurig. Die beiden Menschen da neben mir mit ihrer Einstellung zum Leben — der eine resignierte, der andere fluchte — verkörperten doch das Leid unzähliger Millionen. Unzählige Millionen dachten vom Leben wie diese beiden, resignierten oder fluchten.

Noch stand ich am Anfang eines Lebens und nicht am Ende, wie jene beiden. Aber sollte es bei mir auch so werden? Meine Stimmung war trostlos. Ein Anlauf, den ich nahm, mich darüber zu erheben, mißlang, weil mich der Schlaf überwältigte.

Ich konnte noch nicht lange geschlafen haben, als mich ein dürftiges, klägliches Wimmern weckte. Als ich hochfuhr, wachten auch die beiden anderen auf.

„Was ist denn los?“ fragte der Schuhmacher.

Wir bemühten uns, in dem stockpfeifneren Stall etwas zu erkennen. Es waren noch ein paar Schlafgäste gekommen. Ein Mann und eine Frau, die ein kleines Kind bei sich hatten. Sie kamen aus Oberschlesien und wollten nach Westfalen, wo die Eltern der Frau eine kleine Wirtschaft hatten. Arbeitslosigkeit hatte auch sie auf die Straße getrieben. Vor acht Tagen war die Frau mit einem Jungen niedergekommen, und heute waren sie wieder den ersten Tag unterwegs.

„Und da hat euch der Gemeindevorsteher hier in den Stall geschickt, eine Wöchnerin mit einem acht Tage alten Kind?“ rief empört der Schuhmacher.



Weihnachtsglocken.

Der weiße Turm des alten Kirchleins von St. Moritz.

Jetzt erst kam auch uns anderen zum Bewußtsein, daß das nicht ganz in Ordnung, daß das herzlos, brutal, gemein war.

„Ja, aber wo hätte er uns hinstecken sollen?“ fragte zögernd der Mann.

„Wohin? — Einer Wöchnerin weist man ein Bett an und nicht eine Schütte Stroh im Pferdestall. Wenn es im Gasthaus kein Bett gab, dann konnte der Herr Gemeindevorsteher mal im Heu schlafen. Dann hätte er gezeigt, daß er ein Mensch ist, dieses Vieh!“

Das Wimmern des Kindes wurde stärker.

„Es bekommt nicht genug Nahrung“, sagte der Mann. „Wir haben heute unterwegs wenig zu essen bekommen, und das viele Laufen hat meine Frau sehr angestrengt.“

Am Schlaf war jetzt natürlich nicht mehr zu denken. Ich schlug vor, zu versuchen, ob man der Frau nicht wenigstens ein besseres Lager bereiten konnte. Dazu mußten wir Licht haben. Die Lampe hatte ich bald gefunden. Wir hatten Glück. Die Glühbirne war nur locker geschraubt. Das Stallfenster wurde dicht verhangen, damit der Gastwirt das Licht nicht bemerkte. Jetzt konnte man sich endlich umsehen. Im Stroh lag eine schwächliche, verhärmte Frau, die, in ein Tuch gewickelt, ein winziges Menschenkind im Arme hielt.

Ich kann mich auf die Gestalten und Gesichter der anderen nicht mehr besinnen. Ich sah nur das schmerzlich-wunderbare Bild der armen Mutter mit ihrem Kind. Die Lage, in die wir plötzlich versetzt worden waren, hatte uns alle ein wenig aus der Fassung gebracht.

Der erste, der sie wiedergewann, war der Schuhmacher. Er kniete neben der Frau nieder und nahm ihr mit andächtiger Behutsamkeit das Kind aus dem Arm.

Während er sich um die Frau bemühte, machte ich mich mit dem anderen Schlafgenossen auf die Suche nach geeignetem Lagermaterial. Ich hatte vor, nach Heu oder Stroh zu suchen, als er mit pfiffigem Gesicht in einem Nebenraum verschwand, in den vom Stall aus eine Tür führte. Es war ein Wagenschuppen. In den beiden Kutschwagen, die darin standen, fanden wir eine ganze Menge Pferdedecken.

„Was sagst du jetzt? Keine Nase, was?“

Er war sichtlich und mit Recht stolz. Ich lobte ihn. Die Decken allein genügten ihm aber noch nicht. Er hob auch noch die Sitzpolster aus den Wagen. Aneinandergereiht, gaben sie eine gute Matratze. Ein paar Decken darauf als Unterlage, ein paar zum Zudecken, und im Handumdrehen hatten wir die Frau tadellos gebettet. Erschöpft, wie sie war, schlief sie rasch ein.

Der Mann wiegte das Kindchen auf seinen Armen, das aber noch immer keine Ruhe geben wollte. Offenbar hatte es noch Hunger.

„Habt ihr keine Flasche mit für das Kind?“ fragte der Schuhmacher.

„Ja, eine Flasche schon, aber es ist nichts mehr drin.“

Nachdenklich starrte der Schuster eine Weile vor sich hin, dann forderte er die Flasche und verschwand damit aus dem Stall.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, ging auch ich hinaus und holte von draußen eine Futterkrippe herein. Wir polsterten sie sorgsam mit Heu und legten das Bübchen hinein. Inzwischen hatte die Spürnase in seinem Bündel gekramt, einen Kranten Brot, ein Stück Weichkäse und ein paar Eier hervorgeholt und gab alles dem Mann. Der wehrte verlegen ab.

„Na, nimm schon. Ihr habt's nötiger als ich, und morgen bekomme ich schon wieder was.“

Nach einiger Zeit polterte jemand an der Stalltür. Ich machte auf, und herein kam der Schuhmacher mit einem Bündel Sachen unter dem Arm. Er brachte Kinderwäsche und ein paar Kinderkleidchen, in die er die gefüllte Flasche eingewickelt hatte. Prüfend legte er sie an sein Gesicht.

„Da, gib dem Kind, sie hat gerade die richtige Wärme.“

Mir winkte er, mitzukommen. Draußen tasteten wir uns vorsichtig um das Wirtshaus herum, gingen auf der Dorfstraße dem Ausgang des Dorfes zu und kamen zu einer alten Sandgrube.

„Paß auf“, sagte er, „da unten habe ich heute, als ich vorüberkam, einen alten Kinderwagen liegen sehen, der sicher noch zu gebrauchen ist. Ich mit meinen alten Knochen kann ihn nicht rausholen. Du kannst da leichter runter. Hier hast du ein Stück Bindfaden, damit bindest du ihn an und ich ziehe ihn dann rauf. Halte dich links, dann findest du ihn leicht.“

Den Wagen hatten wir bald oben. Er war tatsächlich noch zu gebrauchen. Wir mußten ihn tragen, weil die Räder ganz entseßlich quietschten, unsere nächtliche Erkursion aber unentdeckt bleiben sollte. Ein Hund fing wütend an zu klaffen, und wir beschlossen, auf einem Feldweg hinter dem Dorf herumzugehen, um dem Nachtwächter auszuweichen.

Eine wunderbare Nacht! Hell, warm, gesättigt vom Duft unzähliger Blüten. Mein Begleiter hatte sich auf einen Feldstein gesetzt. Lange saß er und starrte in die Nacht. Als er aufstand, nickte er mir fröhlich zu, und wir gingen weiter.

Wie war das alles seltsam! Vor neunzehnhundertzweiunddreißig Jahren war das Leid in der Welt, genau wie heute. Damals wie heute hatten die Menschen der Erlösung von ihrem Leid. Damals wie heute stand ein heller Stern über einem Stall, in dem in einer Krippe ein Kindlein lag.

Und doch — wie war alles anders! Drei Könige kamen damals in Bethlehems Stall und brachten ihre kostbaren Geschenke dar. Drei Bettler waren wir mit leeren Händen. Ein Volk sah in dem Christuskind seinen neuen König geboren, seinen Erlöser von irdischem Leid, irdischer Not. Und unser Kind da drüben im Stall? Was war es uns?

„Höre, Schuster! Ist es nichts weiter als das bißchen Mitleid mit dem armen Wurm da drin, was uns unser eigenes Leid, von dem du sprichst, vergessen läßt? Das bißchen Hilfe, das wir bringen konnten, ist es allein der Grund, daß wir jetzt so fröhlich und glücklich sind?“

„Nein“, antwortete er, „das ist es nicht. Ich bin vierundsechzig Jahre alt geworden und habe viel über das Leben nachgedacht. Und erst in dieser Nacht habe ich erkannt, daß es nichts Stärkeres gibt als das Leben. Stärker als alles Leid ist das Leben. Leid, das ist ein Zustand. Leben, das ist eine Tat. Ich habe den Glauben an den Wert des Lebens wiedergefunden, du kannst auch sagen: den Glauben an Gott, das ist dasselbe. Und darum bin ich wieder ein glücklicher Mensch.“

Wir traten in den Stall. Ein Schein ganz unbeschreiblichen Glückes lag auf allen Gesichtern. Die junge Mutter schlief fest, ruhig und tief ging ihr Atem. Das Kind in der Krippe war satt geworden und eingeschlafen.

„Hier, wir haben einen alten Wagen gefunden“, sagte der Schuhmacher; „schön ist er nicht mehr, aber man kann ihn noch gebrauchen. Ihr könnt das Kind nicht immerzu tragen.“

Mit wundervollem Feingefühl wich dieser einfache Mensch dem Dank des Mannes aus. Leise traten wir an die Krippe und schauten nieder auf das kleine Menschenkind, das uns so stark an jene Nacht von Bethlehem gemahnte. Was wir seitdem verloren hatten, jetzt hatten wir es wiedergefunden. Das Bewußtsein vom Wert des Lebens, die Freiheit vom Ich, den Glauben.

Langsam drehte sich der Schuhmacher dem Manne zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Du bist ein glücklicher Mensch!“

Der nickte nur und drückte uns die Hände. Dann wandte er sich ab und weinte.

Ich warf den Rucksack über und nahm meinen Stock.

„Schuster, komm, es wird schon hell, bald muß die Sonne kommen.“

Rüstig schritten wir aus. Bald war der Stall, das Dorf verschwunden. An einer Wegkreuzung gaben wir uns die Hände.

Ein neuer Tag begann, ein neues Leben.



Lichtbild: Erich Neßloff.

Dampf auf in allen Kesseln!

1½ Jahre lag der „Friedliche Nachbar“, eine der ältesten Steinkohlengruben des Ruhrgebietes, still, und die Belegschaft, 3. L. seit Generationen mit „ihrer“ Beche verwachsen, mußte „stempeln“ gehen. Die sonst rastlos sich drehenden Seilscheiben hingen wie tot im geschwärzten Eisengerippe der Fördertürme, und nur das leise Surren der Wasserhaltungsmaschine zeigte, daß man, trotz allem, auf bessere Zeiten hoffte. Seit September 1933 sind die Eingangstore nunmehr wieder geöffnet, die Seilscheiben kreisen wieder in ihren Lagern, heben die schwarzen Diamanten aus dem Schoß der Erde und — 250 Kumpels haben Arbeit.

Arbeitsbeschaffung und Wirtschaftsbelebung.

Ein Rückblick

auf die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen der Vereinigten Stahlwerke A.-G. im Jahre 1933.

Zum erstenmal nach langen Krisenjahren ist es unserer neuen Staatsführung im vergangenen Jahr gelungen, dem wirtschaftlichen Niedergang Einhalt zu gebieten, neuen Mut und neue Hoffnung zu wecken und damit die Voraussetzungen und Grundlagen für den Wiederaufbau unserer deutschen Wirtschaft zu schaffen. In vielen Wirtschaftszweigen konnten bereits entscheidende Verbesserungsabschnitte erreicht werden. So zeugen in der Montanindustrie die Erhöhung der Rohstahlerzeugung im dritten Vierteljahr 1933 um 60% gegenüber dem entsprechenden Zeitabschnitt des Vorjahres, die Steigerung des Inlandabsatzes der Walzeisenverbände sogar um 96% von dem neuen Leben in diesem wichtigen Ausschnitt der deutschen Wirtschaft.

Als größtes Unternehmen der europäischen Montanindustrie haben die Vereinigten Stahlwerke in erfreulichem Umfange an dem beginnenden Wirtschaftsaufstieg teilgenommen. Die zielbewußten und auf lange Sicht abgestellten Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen der Regierung riefen auf fast sämtlichen Arbeitsgebieten der Vereinigten Stahlwerke eine beträchtliche Belebung der Nachfrage hervor. So gab unter

anderem die Reichsbahn im Rahmen ihres langfristigen Beschaffungsprogramms wieder größere Bestellungen in Oberbaumaterial und ermöglichte damit eine bessere Ausnutzung der schweren Walzenstraßen. Die Maßnahmen auf dem Gebiete der Hausinstandsetzung sowie die neuen Ferngas- und Wasserleitungsprojekte — erwähnt seien die 200 Kilometer lange Wasserleitung von der Cösetalsperre im Harz nach Bremen sowie der Ausbau der württembergischen Landeswasserversorgung — machten sich in wachsendem Bedarf an Röhrenerzeugnissen jeglicher Art bemerkbar. Als bekannte Spezialerzeugnisse der Dortmunder Union gelangten in steigendem Maße für den Hoch- und Brückenbau der in den letzten Jahren neuentwickelte Union-Baustahl, für Unterwasser- und Kanalbauten (Ausbau des Dortmund-Ems-Kanals) das Spundwandstahl-Larssen zur Anwendung. Auch der großzügige Plan des Autostraßenbaus gibt der Eisenindustrie vermehrte Beschäftigung durch Brückenbauten und dergleichen. Zur Zeit werden ferner technisch und wirtschaftlich sehr interessante Versuche mit dem Bau von Stahlroststraßen gemacht, die als besonders verschleißfeste Qualitäts-

straßendecke für das Autobahnenprojekt Bedeutung erlangen könnten und für die in Düsseldorf bereits eine Probestrecke verlegt wurde.

Die Wirtschaftspolitik der Reichsregierung beschränkte sich jedoch nicht darauf, durch die öffentlichen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen dem Schwungrad der Wirtschaft einen ersten Anstoß zu geben, sondern war auch getragen von der grundlegenden Erkenntnis, daß die staatliche Arbeitsbeschaffung ergänzt und im Laufe der Zeit ersetzt werden müsse durch die der Entschlußfreudigkeit und dem Wagemut des privaten Unternehmertums entspringende Beschaffung von Arbeit. Nachdem die Voraussetzungen hierfür durch die Festigung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse geschaffen waren, suchten auch die Vereinigten Stahlwerke an der Lösung dieser großen Aufgabe entscheidend mitzuarbeiten. Auf den neuen Arbeitsgrundlagen wurde demgemäß im Jahre 1933 eine Reihe von Maßnahmen durchgeführt, die mit dazu dienen sollen, durch intensive Förderung der Arbeitsbeschaffung zur Überwindung der Arbeitslosigkeit beizutragen und damit der beginnenden Wirtschaftsbelebung eine nachhaltige Stütze zu verleihen.

Zunächst kam die infolge der Besserung der Wirtschaftslage einsetzende anhaltende Steigerung der Produktion und Umsätze in vollem Umfang der zusätzlichen Neueinstellung arbeitsloser Volksgenossen zugute. Bis zum 1. Dezember konnten seit dem Tiefstand der Belegschaft im Oktober 1932 auf den Bergbau- und Hüttenbetrieben des Konzerns und der angegliederten Gesellschaften mehr als 16 500 Leute in Arbeit und Brot zurückgeführt werden, so daß sich damit die Zahl der Werksangehörigen (Anfang Oktober 1933 etwa 100 000) um über 16 % vermehrt hat. Daneben suchten die Vereinigten Stahlwerke, ebenso wie in früheren Jahren, die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf die Belegschaft zu mildern, indem durch Einlegung von Feierschichten auch weiterhin eine wesentlich größere Anzahl von Werksangehörigen in Arbeit gehalten wurde, als der eigentlichen Beschäftigung der Werke entsprach. Einschließlich der durch die Arbeitsstreckung vermiedenen Entlassungen, durch die sonst etwa 14 000 Mann betroffen worden wären, wurde also der Arbeitsmarkt um mehr als 30 000 Arbeitskräfte entlastet, eine Zahl, die beinahe der gesamten erwerbstätigen Bevölkerung der Großstadt Hagen entsprechen dürfte.

Auch auf einer Anzahl stillliegender Betriebsstätten ist nunmehr wieder neues hoffnungsfreudiges Leben eingeleitet. Bei der Hüttenwerke Siegerland A.-G. wurde im August 1933 das Walzwerk Nachrodt mit einer Walzenstraße wieder in Betrieb genommen. Die zum Interessenbereich der Vereinigten Stahlwerke gehörende Friedrichshütte A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb in Herdorf fügte sich durch Wiederaufnahme der Förderung auf der Erzgrube San Fernando sowie durch Anblasen zweier Hochofen und Wiedereingangssetzung des Siemens-Martin-Stahlwerks in den Rahmen des Aufbauprogramms ein. Ähnlich machte sich auch auf der Bergbauseite die Belebung bemerkbar. Im Siegerland gab die stärkere Verwendung inländischer Erze die Möglichkeit, die Förderung auf den Erzgruben Vereinigung, Petersbach und Silberwiese sowie auf der Erzgrube Luise in Oberhessen wieder aufzunehmen. Im Steinkohlenbergbau kamen durch Wiedereinbetriebnahme der seit anderthalb Jahren stillliegenden Schachtanlage Friedrich Nachbar, einer der ältesten Zechen am Südrande des Ruhrbezirks, 250 arbeitslose Bergleute im September 1933 wieder in Arbeit und Brot.

Ein weiterer nicht minder bedeutsamer Abschnitt des Arbeitsbeschaffungsprogramms der Vereinigten Stahlwerke ist der zusätzliche Beschaffung von Arbeit durch Neubauten, Betriebsverbesserungen, Ersatzinvestitionen, Instandsetzungsarbeiten und dergleichen gewidmet.

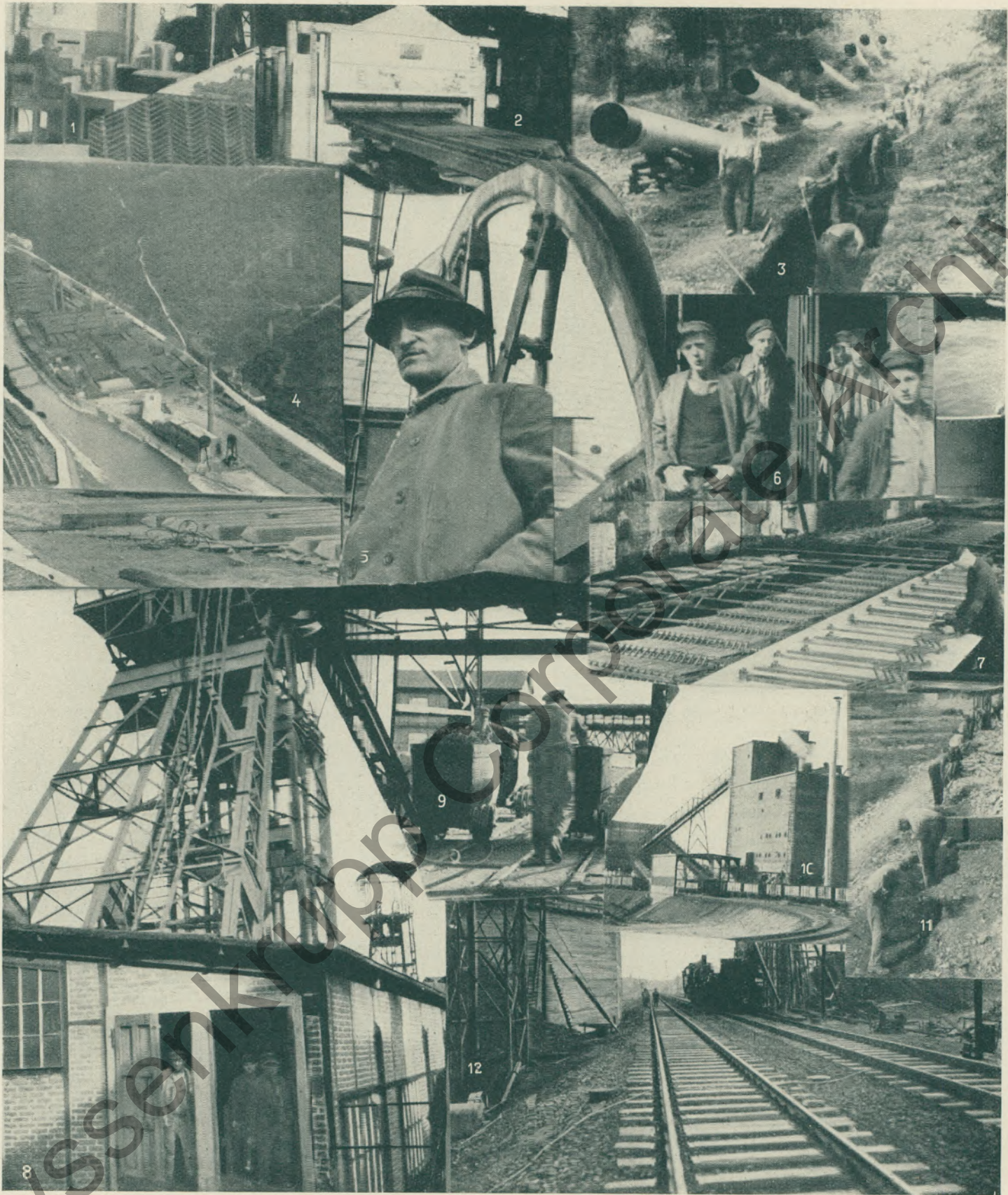
So wurden auf den Röhrenwerken des Konzerns in Düsseldorf größere Wärme-, Zieh- und Prüfanlagen für die Herstellung von Röhren bis zu 1 500 Millimeter Durchmesser neu errichtet. Auf den Stahl- und Walzwerken Thyssen, Mülheim, wurde eine Spezialanlage zur kontinuierlichen Herstellung von Gasrohren bis zu zwei Zoll Durchmesser in Betrieb genommen. Einige Siegerländer Werke erhielten neue Verzinnungseinrichtungen und Spezialöfen für die Herstellung von hochwertigen Feinblechen, insbesondere von Auto- und Karosserieblechen. Auf dem Dortmunder Hoerder Hütten-Verein wurden umfangreiche Arbeiten zur Aufstellung einer neuen 15 000-Tonnen-Schmiedepresse, einer der größten Schmiedepressen der Welt, in Angriff genommen.

Von den auf der Bergbauseite getroffenen Maßnahmen gehören hierher der Bau einer neuen Bricketfabrik auf der Zeche Engelsburg mit einer Leistungsfähigkeit von 210 Tonnen je Stunde, die am 1. Oktober 1933 in Betrieb genommen wurde, ferner der Neubau des Schachtgerüsts und des Schachtgebäudes auf der Zeche Minister Stein. Auf verschiedenen Schachtanlagen des Konzerns wurden ferner die Seilfahrteinrichtungen durch die Aufstellung elektrisch betriebener Fördermaschinen und den Ersatz des Dampfbetriebes durch elektrischen Betrieb verbessert. Zwei weitere bedeutende Bauvorhaben werden zur Zeit mit dem Neubau von Zechenanschlußbahnen für die Schachtanlagen Bruchstraße und Holland durchgeführt, die neben größeren Erdbewegungen und Aufschüttungsarbeiten auch mehrere bedeutende Brückenanlagen notwendig machen.

Auch auf dem Gebiete der Gasfernversorgung sind in Zusammenarbeit mit der Ruhrgas A.-G. größere Arbeiten in Angriff genommen. Zur Befriedigung des ständig wachsenden Ferngasbedarfs wird auf der Zentralkokerei Minister Stein eine Drehrostgeneratorenanlage mit acht Drehrostgeneratoren errichtet, durch die täglich 200 000 bis 250 000 Kubikmeter bisher für die Beheizung der Koksöfen erforderliches Koks-Ofengas für die Abgabe ins Ferngasnetz freigemacht und durch Generatorgas ersetzt werden können. Ferner machte die vermehrte Gasabgabe die Errichtung von zwei großen Gasbehältern auf den Schachtanlagen Minister Stein und Hansa sowie die Erweiterung der Gasreinigungsanlagen auf mehreren Kokereien erforderlich. Diese wurde auf Minister Stein mit dem Bau einer nach dem Thysserverfahren arbeitenden Gasentschwefelungsanlage in Angriff genommen, die zunächst für einen Gasdurchgang von 550 000 Kubikmeter je Tag ausgebaut wird, jedoch jederzeit erweiterungsfähig ist. Volkswirtschaftlich ist diese Anlage mit ihrer Ausnutzung inländischer Rohstoffquellen auch dadurch von erheblicher Bedeutung, als sie mit einer vorläufigen Jahreserzeugung von etwa 1 000 Tonnen reinen, verkaufsfähigen Schwefels dazu beitragen wird, Deutschland von der ausländischen Schwefeinfuhr, auf die es bisher fast ausschließlich angewiesen war, allmählich unabhängiger zu machen.

Ferner ist im Rahmen des Arbeitsbeschaffungsprogramms der Vereinigten Stahlwerke noch zu erwähnen die Vergabung größerer Instandsetzungsarbeiten für Werkswohnungen durch die Wohnungsgesellschaften des Konzerns, die bisher in eigener Regie durchgeführt wurden, nunmehr jedoch zur Förderung der Mittelstandspolitik der Regierung in vollem Umfange dem örtlichen Handwerk übertragen werden.

Insgesamt sichern diese Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen mehreren tausend Arbeitern für längere Zeit zusätzliche Beschäftigung und zeugen damit von dem opferfreudigen und entschlossenen Willen, am Wiederaufbau Deutschlands der Bedeutung und den Traditionen der Vereinigten Stahlwerke gemäß mitzuarbeiten.



Neues Leben auf alten und neuen Arbeitsstätten.

1. Der Fördermaschinist an der neuen elektrischen Fördermaschine der wieder in Betrieb genommenen Grube „Silbertwiese“. 2. Neuer Spezialwärmehofen im Eichener Walzwerk. 3. Nahtlose Rohre der Röhrenwerke Düsseldorf werden bei Ausbau der württembergischen Landesroßverföhrung verlegt. 4. Das im August 1933 wieder in Betrieb genommene Warmwalzwerk Nachrodt. 5. Der Obersteiger der im Jahre 1933 wieder in Betrieb genommenen Eisenerzgrube „Vereinigung“. 6. Schichtwechsel. 7. Zusammenbau einer Stahlroßstraße auf der „Dortmunder Union“. 8. Schichtwechsel und 9. Übertagebetrieb auf der Ende 1933 wieder in Betrieb genommenen Steinköhlerei „Friedlicher Nachbar“. 10. Die neue Briekettefabrik der Zeche „Engelsburg“. 11. Aufschüttungsarbeiten beim Bau der neuen Anschlußbahn für die Zeche „Bruchstraße“. 12. Bau der Anschlußbahn für die Zeche „Holland“.



Gerüstbau.

Holzschnitt von Sella Hasse.

Auf Montage.

Zwei Skizzenblätter aus dem Tagebuch des Schlossers Wilhelm Niester.

1. Etwas muß man können!

Das Wanderleben hatte mir immer behagt. Ich mochte nicht gern lange an einem Ort sein. Als ich eines Tages, nach Feierabend, eine neue Baubude sah, fragte ich nach Arbeit. „Ein Kühlturm. Du kennst die Arbeit? Abgemacht, morgen um sechs.“

Ein Kühlturm ist selbst für erfahrene Eisenbauer Spezialarbeit. Die Montage des Eisengerippes darf höchstens acht Tage dauern. Dann kommt der Zimmermann, und der Monteur geht an den nächsten Bau.

Die Arbeit ist leicht. Dünne Eisen werden verschraubt. Die Stützen sind schwere Winkelseisen, die ein regelmäßiges Achteck auf dem Grunde bilden. Gespreizte Querträger von zwei zu zwei Meter verbinden die Ecken. In den einzelnen Feldern Diagonalstäbe aus Winkel- und Flacheisen. Das Ganze eine formvollendete Darstellung von Stoff gewordenen räumlichen Kraftliniensystemen.

Ein Mast wird gestellt, oben eine Rolle an einem Ausleger festgemacht. Das Zugseil wird eingesichert, die Kabelwinde beschwert.

Die einzelnen Eckstützen werden durch je drei Laue gehalten, solange sie frei stehen. Dann werden die Querstäbe und die Diagonalen eingezogen.

Alles ist so leicht, mehr Erholung als Arbeit.

Das Gerüst ist wohl 50 Meter hoch. Spinnwebig sieht es aus, solange die Holzverkleidung fehlt. Es hat ja nur das Holz zu tragen und den Wind, der auf die Flächen trifft, und nur dafür ist es berechnet.

Wer oben im Gerüst sitzt, hat die leichteste Arbeit — und die schwerste. Er hat die Verantwortung, er muß die

Rollen und Laue festmachen, mit denen die Eisen hochgezogen werden.

Das müssen ganz besondere Knoten sein, wie sie Schiffer machen. Die steifen Drahtseilenden rutschen immer durch den Schlupp, ziehen sich schlecht fest.

Das muß gekannt und gekonnt sein.

Ich konnte es nicht, damals noch nicht. Auf dem Mast saß ich schnell, das Hochkommen war eine Kleinigkeit für einen guten Turner. Aber das Anschlagen der Rolle... Ich machte einen Knoten — einen richtigen Feld-, Wald- und Wiesen-knoten — wie man Schuhriemen knotet. Lange genug hat es gedauert, und richtig war er dann auch noch nicht. Aber...

„Na, ist's denn bald so weit da oben?“

„Fertig.“

Der erste Querträger wird unten angeschlagen. Seemannsschlupp, schnell und sicher.

Ich sitze und beäugele meinen Knoten. Die Rolle hat jetzt Last. Langsam zieht sich das Seilende durch. Wenn es sich nicht bald festzieht...

Aber es wird schon werden. Ich gebe einen Hammerschlag drauf. Es rückt!

„Was ist los?“

„Nur weiter.“

Der Querträger hängt einen Meter über dem Boden. Mein Seilende rutscht weiter...

Jetzt rütteln die da unten, um zu proben, ob alles in Ordnung ist.

„Heiliger Bimbam!“ — Mein Ende ist futsch.

Gepolter! Rolle, Seil und Träger sausen nach unten. Große Aufregung, aber es ist nichts passiert.

Dann Brüllen, Loben, Fluchen!

Telegraphenarbeiter.
Holzschnitt von Sella Hassle.



Ich klettere abwärts, ganz langsam, Hand über Hand.
„Du kannst nicht Knoten? Ein Brückenbauer? Kerl, zieh
Leine, türme, aber fix!“

Ich bekam die Papiere, der Traum war kurz — nur fünf
Stunden — und eine große Blamage.

Von dem nächsten Brückenbauer, den ich traf, habe ich mir
sämtliche Knoten vormachen lassen . . . Eine Zigarre und
ein Schnaps waren ausgemacht. —

Einige Biere sind noch dazugekommen — und ein Vor-
arbeiter.

Bald danach, bei der Schrägbrücke am Hochofen IV,
ging's dann schon besser.

2. Winter.

Schnee.

Das heißt: Rodeln, Schneeballen, Schneeschuhlaufen . . .
Schnee.

Das heißt: frieren, frieren, frieren — und arbeiten.

Arbeiten? Bei Schnee? Herumklettern im Eisengerüst?

Hämmern, meißeln, bohren, brennen, schweißen, nieten?

Nieten, wenn Luft, Wasser und Sauerstoff festfrieren, wenn
man die Finger nicht krümmen kann und die Füße Eisblöcke
sind?

Und das oben im Gerüst, wo der Wind heult und bläst, daß
es durchgeht bis auf die Knochen, wo alles vereist und ver-
schneit ist, daß man sich nicht halten kann . . .

Und wo man sich doch nicht bewegen kann, ohne sich mit
beiden Händen zu halten.

Der Sturm zaust und zerrt, bis die Bretter rappeln und
fallen. Die Gerüstbaken klappern gegen die Eisensäulen. Die
Taue baumeln in der Luft und klatschen gegen das Gestänge.
Flaschenzüge und Seilkloben schlagen dröhnend und flirrend
gegen die einzelnen Profileisen, die Drahtseile und Ketten

ächzen und stemmen sich an. Pfeifend und heulend jagt der
Wind durch das Gerippe — schrill — dumpf.

„Feldschmiede rauf. Nietleitung verlegen. Schläuche,
Hämmer, Feuer raus!“

Es hilft nichts, es muß was getan werden.

Die Mütze wird tief ins Gesicht und die Gausthandschuhe
hochgezogen. Nochmals wird der Schweinsledergurt um-
ständlich festgeknotet. Her mit den Schraubenschlüsseln, mit
Meißel und Hammer! „Artaus!“

„Ein Mann an die Winde! Hängen lassen, Führen.“

Die Feldschmiede wird angeschlagen. Es ist mächtig kalt.
„Auf!“

Rack — rack — rack — rack — —. „Langsam!“ Der
Schnapper klappert, die Bremse schleift.

„Halt!“ . . . „Führen.“ . . . „Festsetzen!“

Brrrr, die Finger, die Füße! — Dauerlauf. Man schlägt die
Arme hart an den Körper und hüpfte auf der Stelle, um warm
zu werden.

Inzwischen rattern die ersten Preßluftschlämmer. Hart und
kurz — tack — tack — tack — tack —, dröhnen sie durch den
Wintermorgen. Unten arbeitet der Kompressor; ihm ist die
knallige Kälte nur angenehme Kühlung. Er schüttelt unver-
drossen, behaglich. Die Schlauchleitungen sind prall vor ge-
preßter Luft, sie winden sich über die Fundamente und Stützen
am Gerüst hoch und zittern bei jedem Stoß wie lebende Wesen.

Und die entspannte Luft, die den Hämmern und Bohr-
maschinen entweicht, übergießt Mann und Werkzeug mit
einer Schicht von Reif.

Die Jungens haben den Kokssofen in Blut gebracht. Er
leuchtet verheißend und tröstlich durch die Dämmerung.

Er verheißt Kaffee und Wärme — später, beim Frühstück.
. . . Die ersten Kinder gehen zur Schule.

Winter.

Die Erde in tausend Einmachgläsern.

Auf der Schleuseninsel im Berliner Tiergarten, mitten im Losen und Rauschen der Wehre, gibt es eine der wichtigsten deutschen Versuchsanstalten: die preußische Versuchsanstalt für Wasserbau und Schiffbau. Die Wasserbau- und Schiffbauabteilungen sind allgemein bekannt, sowohl in Deutschland wie auch in ausländischen Fachkreisen. Aber nur wenig bekannt ist es, daß es seit einigen Jahren neben diesen beiden Abteilungen noch eine dritte sehr wichtige Versuchsstelle gibt: die Bodenbauabteilung. Es ist einer der interessantesten Betriebe der deutschen Technik, einzig in ganz Deutschland und in vieler Hinsicht alleinstehend in der ganzen Welt. Wer hier eintritt, sieht sich auf einmal mitten unter einer Menge von verschiedenen Apparaten und Maschinen und hat das Gefühl, daß er in eine Fabrik geraten ist. Dem scharfen Blick des Beschauers fällt es aber sofort auf, daß in allen Ecken und Winkeln Kisten, Säcke, Eimer, Blechdosen und Tüten stehen, alle mit einem Rohstoff gefüllt, der in dieser Form sicher in keiner einzigen anderen Fabrik gebraucht werden kann: es ist nicht mehr und nicht weniger als Erde, reine Erde. In einer Kiste ist Moorboden, in einer anderen Kies, in der dritten Humus, in der vierten Boden aus einer gebirgigen Gegend, in der fünften und sechsten und in den anderen Lehm, schwarze Erde, Lößboden, Ton, Kalkgestein und Hunderte von anderen Sorten aus allen Teilen der Welt. Hier steht sogar ein großes Gestell, in dem in langen Reihen in Einmachgläsern die Erdmuster aus allen Zonen in schönster Ordnung nebeneinanderstehen. Man sieht Sand aus Wesermünde, Lehm aus Rotterdam, Steinboden aus Kaukasien, schwarze Erde aus dem Don-Volga-Becken, gelben Schlamm aus dem Jangtsekiang, Schluff aus dem Nildelta, kurz, in einigen tausend Einmachgläsern ist hier die ganze Erde vertreten. Auf jedem Glas sitzt ein Zettel mit den genauen Daten und Angaben der bisherigen Untersuchungsergebnisse. Denn in diesem Bodenbauinstitut werden sämtliche eingefandten Proben genau untersucht und begutachtet.

Der Laie kann sich von der Bedeutung dieser Arbeit kaum eine Vorstellung machen. Nur die Fachleute wissen, wie wichtig diese Prüfungen und Untersuchungen für die Pläne und Projekte aller technischen Erdarbeiten sind. Wenn ein Staat oder ein großes Privatunternehmen Erdarbeiten großen Umfangs durchführen will, dann ist es erste Bedingung, daß der vorhandene Boden von Fachleuten analysiert wird. Diese Fachleute und Gelehrten schickt nun die Versuchsanstalt; und nach genauen und eingehenden Prüfungen wird das Urteil abgegeben. Auf das Gutachten dieser Wissenschaftler kommt es an, wie und wo Dämme, Deiche, Brücken, Eisenbahnüberführungen erbaut werden, und nach ihren Ratschlägen werden auch große Wasserwerke angelegt.

Durch das Gutachten der Versuchsanstalt wird nicht nur erreicht, daß auf vorhandenem Boden nach menschlichem Ermessen sicher gebaut werden kann, sondern auch die Kosten können bedeutend herabgesetzt werden.

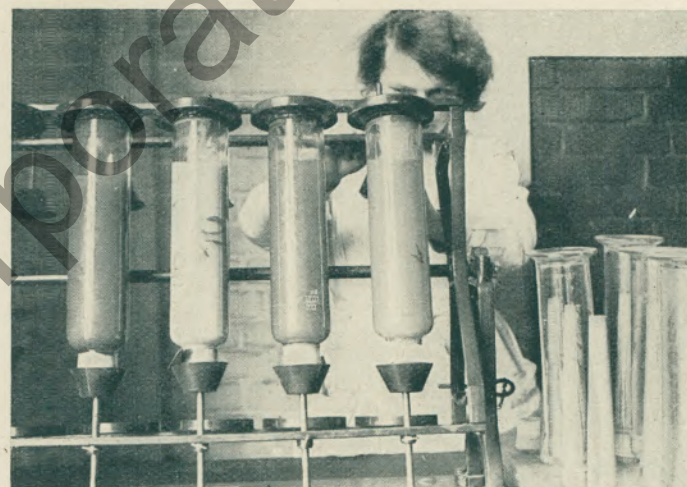
Man braucht nur die kleinen Zettel auf den vielen Flaschen und Büchsen zu lesen und kann sofort feststellen, daß hier die deutsche Wissenschaft von der ganzen Welt in Anspruch genommen wird. Man kann ruhig behaupten, daß die bahnbrechende Arbeit dieses Institutes auf der ganzen Welt Achtung erweckt für die deutsche Technik und für die Genauigkeit der Untersuchungsmethoden deutscher Forscherarbeit.

Revico.

*



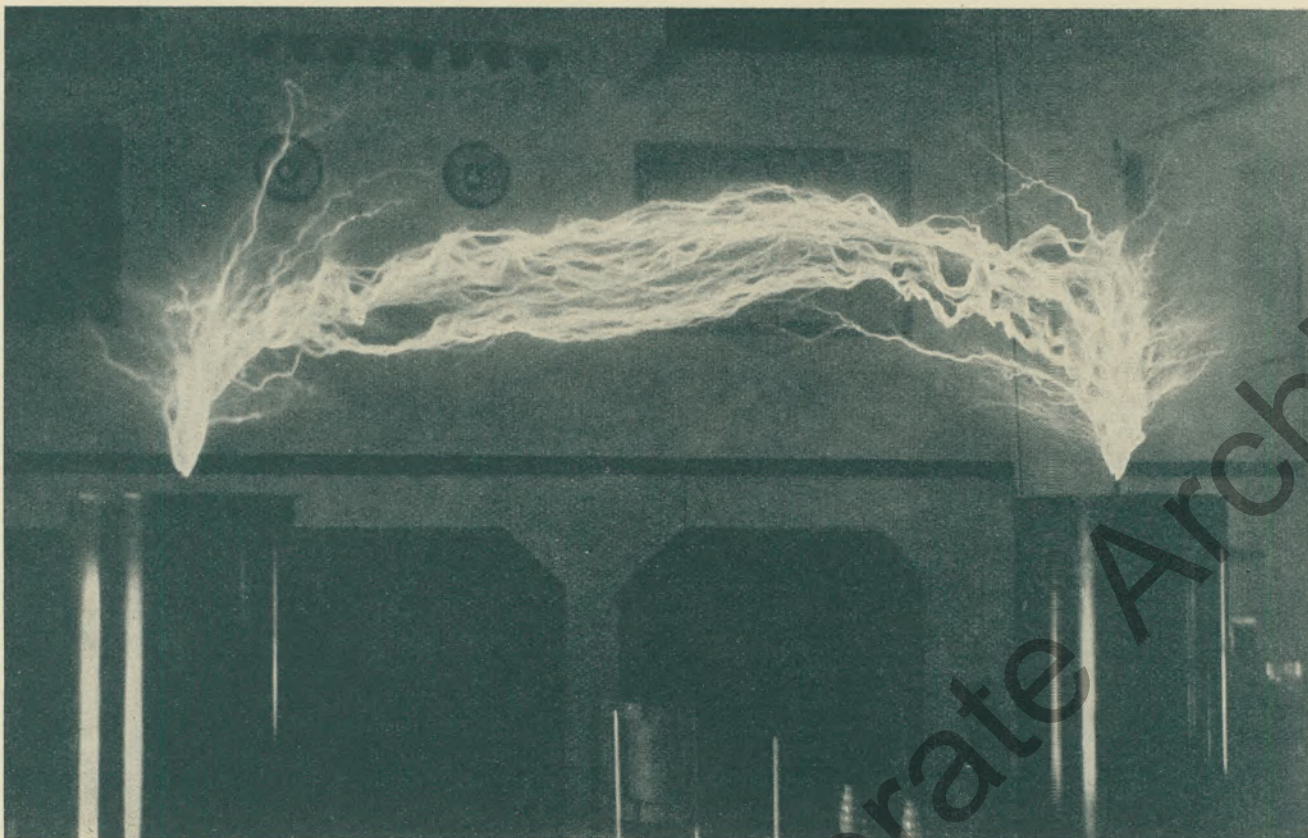
Die ausgesiebten und nach verschiedenen Kornstärken getrennten Proben werden unter der Lupe betrachtet und vorfortiert.



In kleinen Reagenzgläsern werden die eingefandten Erprobren nach verschiedenen Methoden analysiert und untersucht.



Die aus allen Teilen der Welt zusammenkommenden Erprobren erhalten Etiketten mit dem genauen Befund der Untersuchungsergebnisse.



Fotobilder: Dr.-Ing. Hans Staud.

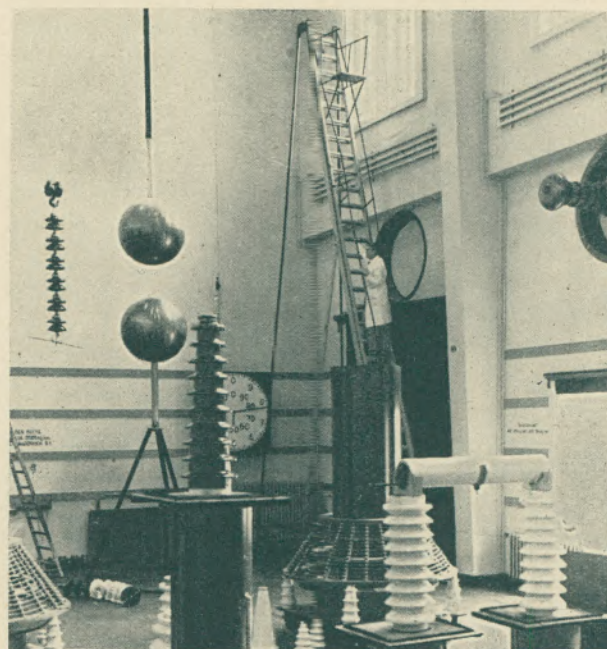
Blitz im Laboratorium bei einer Spannung von 2,2 Millionen Volt.

Die Wissenschaft spürt nach dem Wesen der Elektrizität.

Von Dipl.-Ing. Vitalis Pantenburg.

Elektrizität — in ihr drückt sich vielleicht am sinnfälligsten unsere so sehr stark vom technischen Geschehen beherrschte Zeit aus. Ein riesiges Netz von Kraftleitungen spannt sich über unser Land, dicht- oder weitmaschig, je nach der industriellen Bedeutung der einzelnen Landschaft. Ist doch die elektrische Energie heute die Grundlage für alle industrielle und wirtschaftliche Arbeit. Sie ist Kraft-, Licht- und Wärmespenderin geworden in einem Ausmaße, wie man es vor wenigen Jahrzehnten noch kaum für möglich gehalten hätte. In einem Zeitraum von fünfzehn Jahren (von 1913 bis 1927) versiebenfachte sich die Erzeugung der deutschen öffentlichen Elektrizitätswerke!

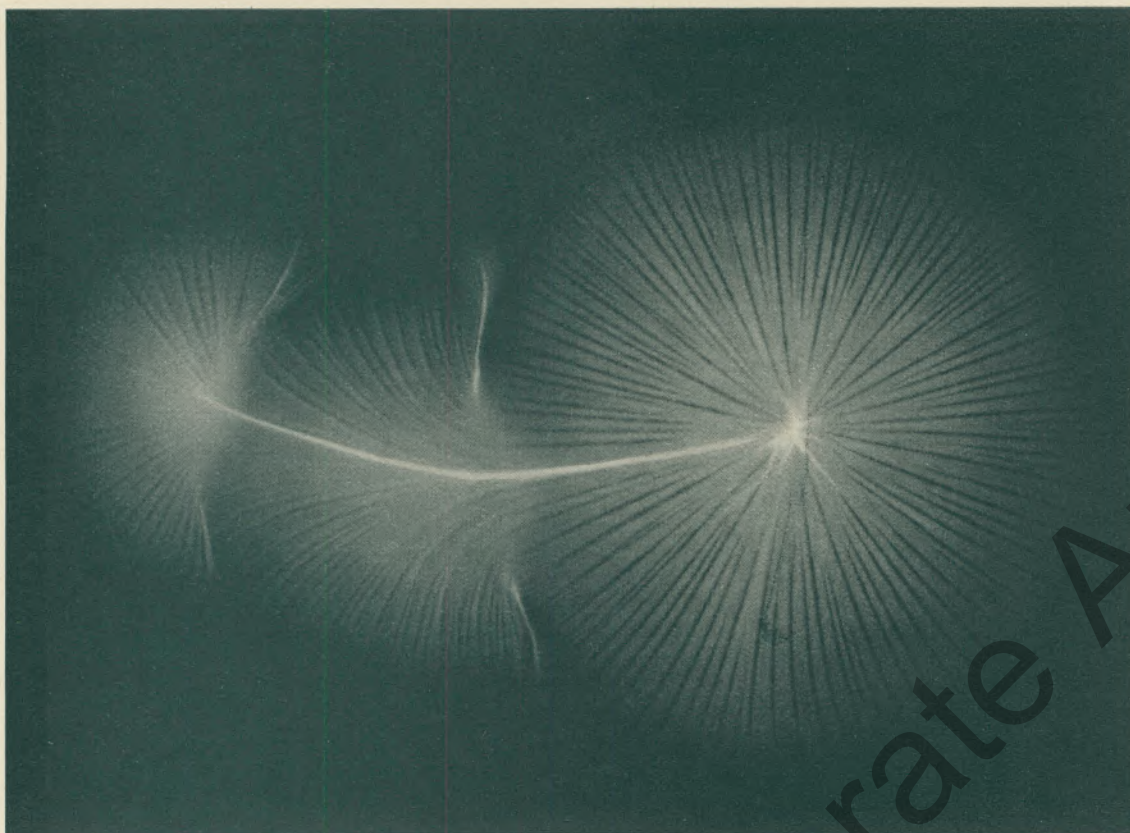
Aber wenn wir auch die Elektrizität in Maschinen von immer gigantischeren Abmessungen „erzeugen“, den Strom in Transformatoren „umformen“ und ihn auf mächtigen Fernleitungen über viele Hunderte Kilometer bis hin zum letzten und kleinsten Verbraucher bringen, so ist das Wesen der Elektrizität nicht nur dem Stromabnehmer, der gedankenlos täglich ungezählte Male am Schalter „knipst“, ein Buch mit sieben Siegeln, sondern auch für den Wissenschaftler von einer Fülle bisher ungelöster Geheimnisse umgeben. Aus diesem Grunde gestalten sich auch Untersuchungen über die Vorgänge in elektrischen Anlagen so außerordentlich schwierig. Die Schwierigkeiten wurden noch sehr viel größer, als mit wachsendem Energiebedarf auch steigende Leistungen auf den langen Fernleitungen übertragen werden mußten, wodurch das ganze komplizierte Energieverteilungssystem der Einwirkung luftelektrischer Vorgänge immer mehr ausgesetzt wurde. Gleichzeitig mußte man aus wirtschaftlichen Gründen die Übertragungsspannungen wesentlich erhöhen. Die Wissenschaft konnte der Praxis bei deren Tempo einfach gar nicht so schnell folgen, so daß viele Erscheinungen, die — oft gänzlich unvorhergesehen und sehr plötzlich — im Betrieb der Hochspannungsanlagen auftraten, erst nachträglich wissenschaftlich ergründet werden mußten. Eine gänz-



Versuchsraum

des Instituts für Hochspannungstechnik der Technischen Hochschule Braunschweig.

Im Hintergrund zwei Kupferkugeln von einem Meter Durchmesser, die zur Messung der hohen Prüfspannungen dienen. Aus ihrer an der großen Leiterbahn genau ablesbaren Entfernung schließt man auf die Höhe der Spannung. Spannungen von mehreren hunderttausend Volt kann man nämlich nicht mehr mit gewöhnlichen Instrumenten messen.



Negative
Gleitfigur
(von der nega-
tiven Elektrode
ausgehend).

Aufgenommen bei einem
Spannungstoß von
20 000 Volt.

lich neue Wissenschaft — die Hochspannungselektrotechnik — entstand. In den Hochspannungslaboratorien wird daher heute mit Hochdruck gearbeitet.

Eine der modernsten und erfolgreichsten Stätten der wissenschaftlichen Forschung ist das vor ein paar Jahren errichtete Institut für Hochspannungstechnik an der Technischen Hochschule Braunschweig, das unter Leitung des in Fachkreisen gerade wieder durch seine neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Stromgleichrichtung bekannt gewordenen Professors Dr.-Ing. Erwin Marx steht. In dieser muster-gültigen Anlage können Versuche mit Höchstspannungen bis zu 2,2 Millionen Volt gemacht werden. Derartige Untersuchungen finden im sogenannten „Großen Versuchsraum“ statt. Dieser Raum ist vierzehn Meter hoch und dreißig Meter lang. Für Versuche mit sehr hohen Spannungen sind große Räume mit nur ganz wenigen festen Einbauten erforderlich.

Um die enorm hohen Spannungen überhaupt messen zu können, genügen normale Spannungsmessinstrumente nicht mehr. Man benutzt hierzu eine sogenannte „Messfunkenstrecke“, eine Anordnung, ohne die der Hochspannungstechniker überhaupt nicht mehr auskommen kann. Dies ist eine Vorrichtung, bei der zwei Kupferhohlkugeln gegeneinander verschoben werden. Man schließt aus der jeweiligen Entfernung, bei der ein Funkenüberschlag zwischen den Kugeln eintritt, auf die Höhe der Spannung.

Grundlegend für die Untersuchung der Vorgänge auf Hochspannungsleitungen und in den sonstigen Anlagen, die dazu gehören, ist die Frage der elektrischen Festigkeit der Materialien. Bringt man einen Isolierstoff zwischen zwei Elektroden und legt eine allmählich sich steigende Spannung an diese, so wird man feststellen, daß bei einer bestimmten Höhe der Spannung das Isoliermaterial unter scharfem Knall elektrisch durchschlagen wird, das heißt, es fließt jetzt ein meist ziemlich starker Strom zwischen den Elektroden — man spricht von einem elektrischen Durchschlag. Es kann aber auch der Fall eintreten, daß der elektrische Strom über die Oberfläche des Isoliermaterials herüberfließt und auf diese Weise eine

leitende Verbindung zwischen den Elektroden zustande kommt — man nennt das einen elektrischen Überschlag, der unter heftigem Geprassel und Geknatter vor sich geht. Durch wissenschaftliche Untersuchung wurde festgestellt, daß hierbei auch schleichende Schäden — sogenannter „Funkenfraß“ — längs der Oberfläche des Isoliermaterials — auftreten können. Der elektrische Durchschlag ist natürlich bedeutend unangenehmer als der Überschlag, denn nun hat der Stoff seine Isolierfähigkeit verloren.

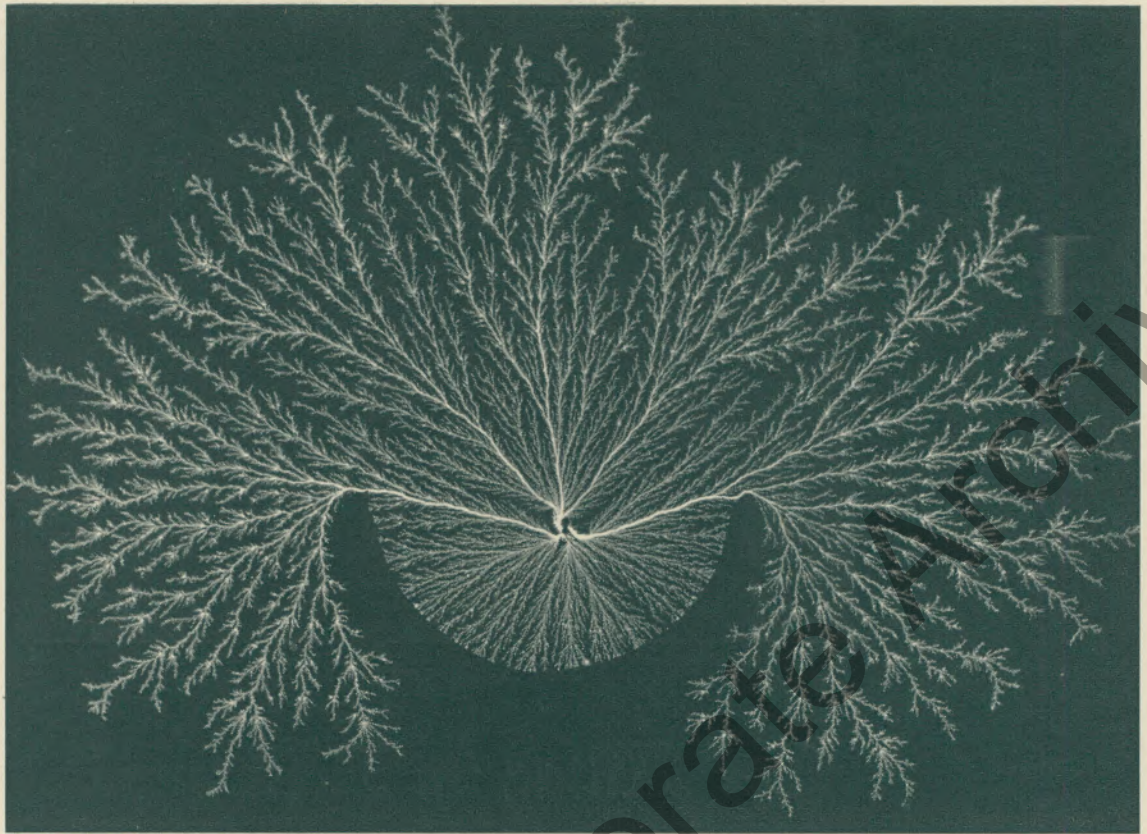
In der Praxis treten öfters Fälle von Durchschlägen und Überschlägen auf, so z. B. bei Isolatoren, Durchführungen, zwischen den Drahtwindungen der Transformatoren und Spulen, in Ölschaltern usw. Diese Vorgänge sind nun Gegenstand eifriger Forschungen in den Laboratorien, und man hat bereits viele Fragen grundlegend klären können. Ob man aber jemals alle Probleme, die die Elektrizität uns — immer aufs neue — stellt, wird lösen können? Auf ein vorbehaltloses Ja aus Fachkreisen dürfte man vorläufig noch vergeblich warten.

Außer den festen Isolierstoffen werden auch Flüssigkeiten und Gase elektrisch durchschlagen! Bei letzteren — auch Luft gilt als Gas! — sind die beim Durchschlag auftretenden Vorgänge bisher am weitesten aufgeklärt, aber auch hier noch nicht vollkommen. Die Vorgänge beim Durchschlag fester und flüssiger Körper hat man bisher noch nicht befriedigend aufdecken können.

Man stellte zunächst die Behauptung auf, daß alle Gase elektrisch aufgeladene Teilchen enthalten, die von einer Spannung beeinflusst würden. In der Praxis der experimentellen Untersuchung wurde auch tatsächlich festgestellt, daß die Teilchen zu außerordentlich rascher Bewegung veranlaßt werden, die wieder von der Höhe der Spannung abhängig ist. Diese Geschwindigkeit kann so hohe Werte annehmen, daß Gas-moleküle beim Aufprall zerstört werden, wodurch immer wieder neue elektrisch geladene Teilchen — das sind die „Ionen“ — entstehen. Diese werden nun wieder in Bewegung gesetzt, wodurch ein so großer Strom von aufgeladenen Teilchen zwischen den beiden Elektroden, an denen die Spannung liegt, entsteht, daß das Gas selbst leitend wird, wobei

Negative
unter Öl auf-
genommene Gleit-
figur bei einem
Spannungsstoß
von
40 000 Volt.

Der scharfe Kreis im un-
teren Teil der Figur ist
durch eine Abschirmung
bewirkt.



der Ionenstrom lawinenartig anwächst und schließlich der Durchschlag erfolgt. Dieser Augenblick ist wahrzunehmen als leuchtendes Band aufgeladener Teilchen — wir haben einen Lichtbogen, wie wir ihn von der Bogenlampe her kennen. Hier wird ja die Luft durchschlagen!

Außerordentliche Schwierigkeiten stellten sich heraus, als man daranging, die Vorgänge bei den gefährlichen „Spannungsstößen“ zu untersuchen. Die Ursache eines solchen Spannungsstoßes — plötzliche erhebliche Spannungserhöhung — ist z. B. der Blitzschlag in eine Leitung oder Station. Man kann sich denken, daß dieser Vorgang allen im Netz befindlichen Einrichtungen, den Isolatoren, Apparaten, Transformator und Maschinen, sehr schädlich werden kann. Erschwerend kommt noch hinzu, daß diese Spannungsstöße sich in unfaßbar kurzen Zeiträumen abspielen — Größenordnung: einhundertmillionstel Sekunde! Durch die wunderbare Erfindung des Kathodenstrahloszillographen von Rogowski und Slegler gelang es dann, diese Vorgänge nicht nur zu beobachten, sondern sogar auch auf Filmstreifen zu photographieren. Die so photographierten Ergebnisse — Oszillogramme genannt — sind heute für die Untersuchungen in der Hochspannungstechnik von ungeheurer Wichtigkeit, wie überhaupt die Photographie ungeahnte Möglichkeiten bei der Auswertung von wissenschaftlichen Untersuchungen bietet, bei denen man aus den verschiedensten Gründen mit den eigenen bloßen Augen nichts mehr wahrnehmen kann.

Die beigelegten Abbildungen der eigenartigen Figuren — der Gleitfiguren — sind Ergebnisse von wissenschaftlichen Untersuchungen im Braunschweiger Hochspannungsinstitut aus der Arbeit von Dr.-Ing. Hans Staack. Dieser hat erstmalig Gleitentladungen unter Öl mittels eines neuen eigenen Verfahrens — Präparieren der lichtempfindlichen Platten mit farblosem Metallack aus Amylacetat und Zellolose — untersucht und so die Grundlage geschaffen für die Untersuchung der Überschlagvorgänge unter Öl. Gerade die Klärung der elektrischen Vorgänge im Öl ist besonders wichtig, da Öl noch immer in weitgehendem Maße als Isolator bei Transformatoren und Ölhaltern Verwendung findet.

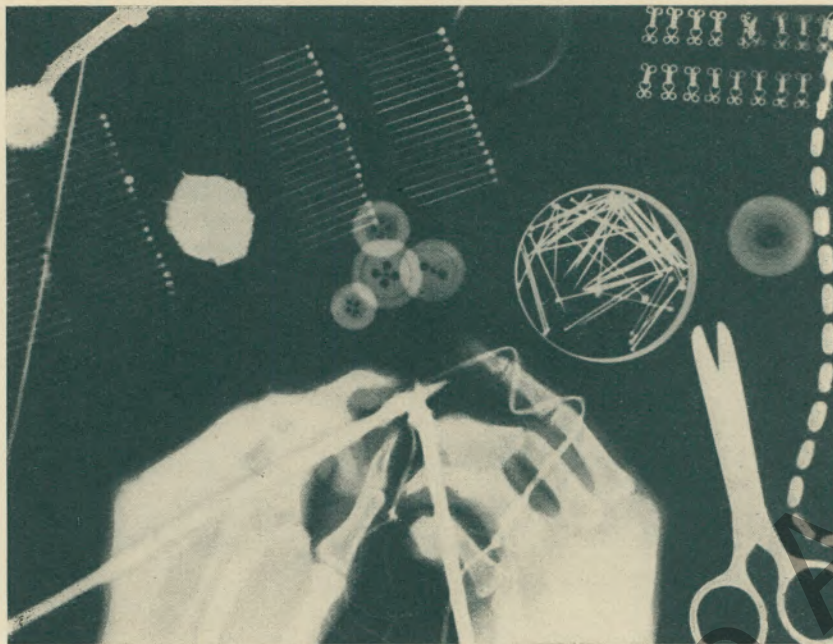
Die Gleitentladungen werden im Laboratorium durch Spannungsstöße von berechenbarem zeitlichem Verlauf unmittelbar auf der Schichtseite der Platten erzeugt. Beim Aufsprall der von der Spannungswelle geführten elektrischen Energien auf die Platte verteilen sich die Elektrizitätsmengen in einzelnen Funkenbüscheln in vielfacher eigenartiger Verzästelung über die Photoschicht und hinterlassen kräftige Lichteindrücke, die die sonderbarsten Figuren ergeben. Aus der Funkenlänge der Gleitfigur und ihrer Größe zieht man Schlüsse auf die Einwirkungsdauer, ferner auf die Höhe der Spannung. Auch Angaben über die Ausbreitungsgeschwindigkeit des Gleitprozesses entnimmt man den Figuren. Hierbei hat sich unter anderem herausgestellt, daß in Luft die Ausbreitungsgeschwindigkeit der entsprechenden Figuren etwa zehnmal so groß ist wie unter Öl. Diese neugewonnenen Erkenntnisse haben mit dazu beigetragen, daß man dem Wesen der gefährlichen Vor-(Gleit-)Entladungen, die zum elektrischen Durchschlag und somit zur Zerstörung des Isoliermaterials führen, schon erheblich nähergekommen ist.

Wir sehen, welche seltsame, wunderfeine Formen die Elektrizität hervorbringen kann. Es liegt nahe, sie mit Korallenbildungen und Schneekristallen zu vergleichen. Ähnliche Erscheinungen finden wir ja auch in der Natur. Vielleicht finden die Wissenschaftler einmal unmittelbare Beziehungen zu Vorgängen in der Natur.

Was übrigens gar nicht einmal so sonderbar wäre; denn schließlich ist doch die Elektrizität, ob sie nun zwischen zwei Wolkenschichten in Gestalt eines Blitzes in Erscheinung tritt oder, mit Hilfe eines Maschinenaggregates aus der in der Kohle aufgespeicherten Energie gewonnen, als Funkenstrecke zwischen zwei Elektroden überspringt, eine Naturkraft.

Daß sie uns in ihren einzelnen Äußerungen vorläufig noch Rätsel aufgibt, bestätigt nur die Richtigkeit des Faust- Wortes:

„Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“

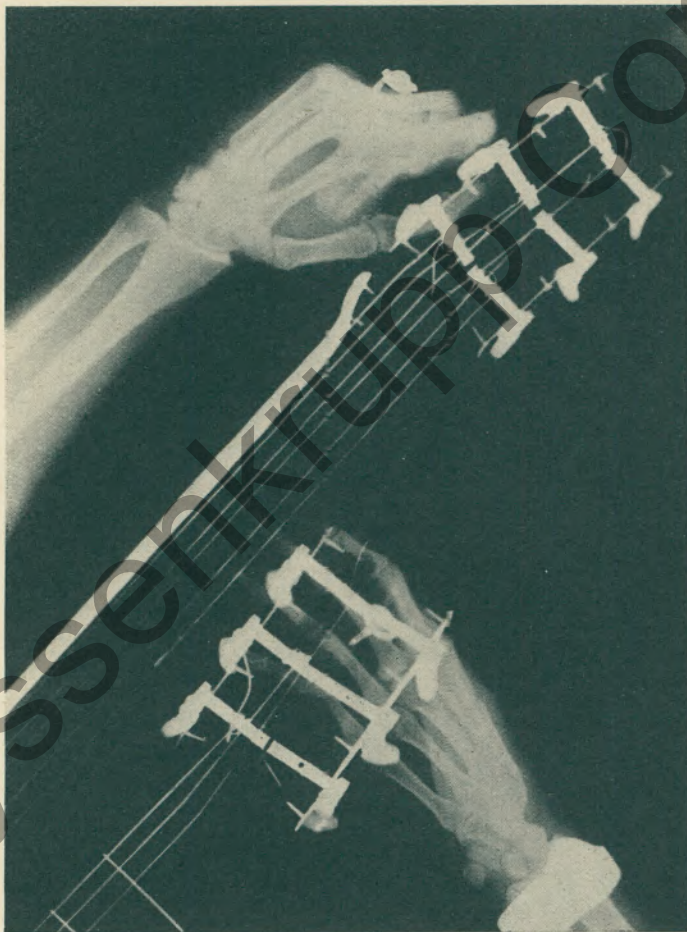


Bei der Handarbeit.

Der Alltag im Röntgenbild.

Von Dr. B. Hermann.

Lichtbilder von Dr. Volkmann-Gendrup.



Eine Konzertgitarre wird gestimmt.

Wenn als Arzt jahrelang die Röntgenstrahlen das Innere des menschlichen Körpers enthüllt haben, der legt eines Tages halb spielerisch, halb neugierig eine Muschel oder eine Frucht auf die Röntgenkassette, um auch hier ins „Innere“ zu schauen, das Gebäude des Muscheltieres in seiner inneren Struktur, die Anordnung der Frucht in ihrem substantiellen Wesen zu Gesicht zu bekommen. Und das Entwickeln des Films wird zum Erlebnis, offenbart neuartigen Inhalt des belebten und unbelebten Gegenstandes.

Es wird zu einer spielerischen Leidenschaft und leidenschaftlichen Spielerei, dieses und jenes zu „durchschauen“: Blumen, Gefäße, Schmuck, Gebrauchsgegenstände, nicht zuletzt den Reiz menschlicher Bewegungen und Haltungen. Der Blick — an der neuen Darstellung geschult — macht nicht mehr Halt an der Oberfläche, er dringt in die Tiefe, erfährt die Konsistenz, die Dichtigkeit, die Wesenhaftigkeit der Materie.

Die Besonderheit der Röntgenstrahlen beruht bekanntlich darauf, daß sie von verschiedenen Substanzen auch gleicher Schichtdicke in verschiedenem Maße durchgelassen werden, und zwar nimmt die Durchlässigkeit in der Regel mit zunehmendem spezifischen Gewicht ab. Die meisten Metalle und kalkhaltige Objekte, wie Knochen, halten den Gang der Röntgenstrahlen auf, während Muskelfleisch von ihnen durchdrungen wird. Durch entsprechend verkürzte Belichtungszeit gelingen aber Aufnahmen, die sowohl Knochen als Weichteile zur Darstellung bringen und damit lebendigere und reizvollere Bilder ergeben als die auf scharfer Wiedergabe der Knochenstruktur bedachten ärztlichen Röntgenaufnahmen. So



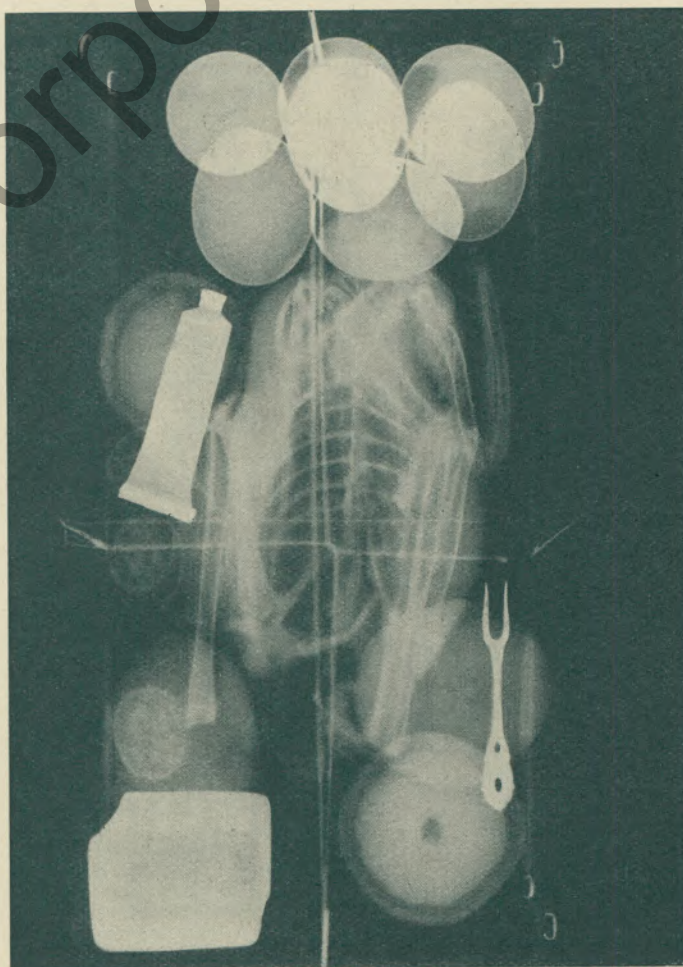
Am Schreibtisch.

werden auch Bilder möglich, die den schönen inneren Aufbau einer Frucht, einer Pflanze, eines Gefäßes zeigen oder ein Hühnerei mit gerade durchstrahlter Schale. Der Effekt der so entstehenden Bilder wird nicht wie bei dem Gemälde oder

der Zeichnung von der Farbintensität oder der Kontur der Gegenstände getragen, sondern nur von ihrer Strahldurchdringbarkeit. So entsteht eine neuartige Bildnis Kunst, welche die innere Struktur der Gegenstände zum Objekt hat.



Ein Nagel wird in die Tür eingeschlagen.
Sämtliche Gegenstände aus Metall erscheinen hell.
(Links: das Türschloß.)



Das Weihnachtspaket für den Jungen.
Der Inhalt: ein Huhn, Eier, Apfel, Apfelsinen,
Nüsse, Wurst, Konserven usw.



Wilhelm Bauer's „Brandtaucher“.

Aus der „Gartenlaube“ 1863.

Am 26. August 1856, dem Krönungstage des russischen Kaisers, veranstaltete der „Brandtaucher“ auf der Reede von Kronstadt das erste unterseeische Konzert, das von der Besatzung des Segelschiffes deutlich gehört werden konnte.

Wie sah das erste Unterseeboot aus?

Zur Wiederkehr des Geburtstages von Wilhelm Bauer am 23. Dezember.

Als Unteroffizier in der zehnten Bayerischen „Sechspfünder“-Feldbatterie kam mir während des Treffens bei Düppel, den 13. April, der Wunsch, die Sonderburger Brücke zu sprengen, um dadurch die diesseits stehenden Dänen abzuschneiden und zugleich zu einem unfreiwilligen Deckungsmittel für die heftig beschossene sächsische Brigade zu machen. Da ich, im ersten Momente ohne Boot und Sprengmaterialien, diese Idee nicht verwirklichen, auch keine Erlaubnis hierzu erhalten konnte, so ging dieselbe in das allgemeine Bestreben über, bei wieder vorkommenden ähnlichen Fällen möglichst ungesehen mich feindlichen Brücken oder Schiffen zu nähern, an dieselben Petarden oder Sprengladungen bis zu 500 Pfund Pulver in schwimmenden Hüllen zu befestigen und durch galvanische Batterien zu entzünden, wobei ich mich durch Schwimmen retten oder miterplocken wollte. Besonders wäh-



Wilhelm Bauer.

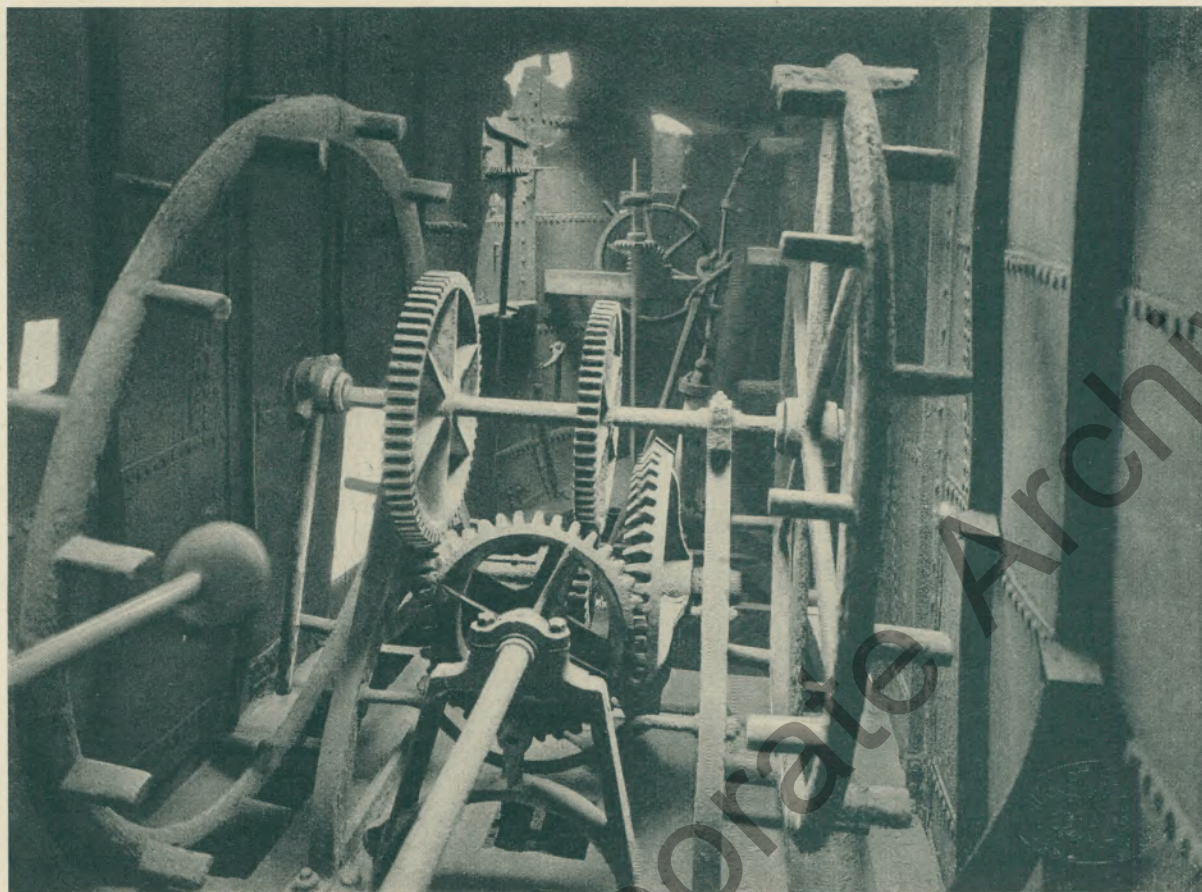
Nach einer in der „Gartenlaube“ im Jahre 1863 erschienenen Zeichnung.

rend der in den jütländischen Kantonnements gegebenen Muße suchte ich die natürlichen Grundlagen der Bewegungsfreiheit eines Seehundes, als eines guten Modells zu obigem Zweck, zu ergründen, dann mit Hilfe meiner früheren Kenntnisse in Physik, Chemie und Mathematik einen nach jeder beliebigen Richtung in und unter das Niveau des Wassers bewegbaren Apparat zu konstruieren, und nach fünf Monaten Nachdenkens fühlte ich mich gedrungen, das Projekt von einer sachverständigen Kommission prüfen zu lassen. Bei dem Mangel von Schiffsbau- und Seekundigen in Bayern, wohin ich inzwischen zurückkehren mußte, nahm ich meinen Abschied aus dortigem Aktivdienst und trat am 29. Januar 1850 in die hiesige Artillerie.“

Es schildert Wilhelm Bauer selbst das erstmalige Auftauchen eines Gedankens zur Schaffung eines sich unter Wasser bewegenden Fahrzeu-

Das Innere
des
Bauerschen
Untersee-
bootes.

Zum Antrieb der
Schraube dienen
zwei Treträder.



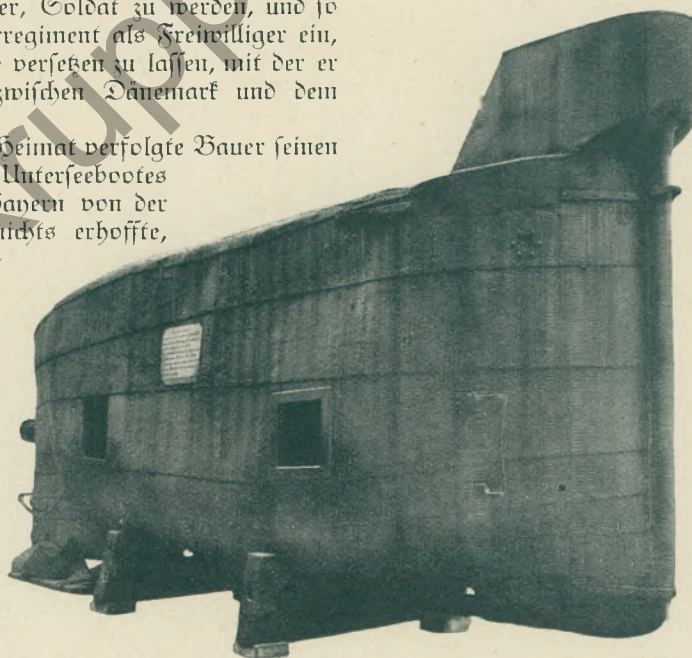
ges. Wie schon aus obigen Zeilen hervorgeht, war Bauer kein Marinefachmann. Seine Wiege stand in Bayern, wo er in Dillingen an der Donau am 23. Dezember 1822 als Sohn eines Korporals geboren wurde. Da ihm sein Vater keine bessere Ausbildung zuteil werden lassen konnte, trat Bauer mit dreizehn Jahren zu einem Drechslernermeister in die Lehre und ging später auf die Wanderschaft, die ihn bis Hamburg, Bremen und Lübeck führte. Bei seiner Rückkehr ins Vaterhaus veranlaßte ihn sein Vater, Soldat zu werden, und so trat er denn bei einem Reiterregiment als Freiwilliger ein, um sich später zur Feldartillerie versetzen zu lassen, mit der er im Jahre 1848 den Krieg zwischen Dänemark und dem Deutschen Bunde mitmachte.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat verfolgte Bauer seinen Plan zur Schaffung eines Unterseebootes weiter und nahm, da er in Bayern von der Durchführung seiner Pläne nichts erhoffte, kurzer Hand seinen Abschied, um in die holsteinische Armee einzutreten. Nachdem seine Erfindung von einer Marinekommission als durchführbar erkannt worden war, fertigte er ein kleines Modell an, das die Richtigkeit des Bauerschen Vorhabens bewies. Infolgedessen gestattete General Willisen eine Subskription in der holsteinischen Armee, wodurch Bauer in den Stand versetzt wurde, nunmehr ein wirkliches Tauchboot bauen zu können. Im Dezember 1850 war das Boot fertig. Es hatte das Aussehen

einer gewöhnlichen Yacht, war aber vollkommen geschlossen. Die ganze Länge des Bootes betrug 7,9 Meter, die Höhe 3 und die Breite 2 Meter. Da die Geldmittel sehr knapp waren, wurde der Rumpf aus wesentlich schwächeren Stahlplatten gebaut, als Bauer vorgesehen hatte. Das dadurch fehlende Gewicht wurde durch einen Roheisenballast ersetzt. Das Sinken des Bootes bewirkte ein Wasserballast, zu dessen

Abgabe zwei starke Pumpen aufgestellt waren. Für die Fortbewegung unter Wasser benutzte Bauer keine Maschinen, sondern zwei große Treträder, die von Menschenkraft betätigt wurden und die ihre Bewegung durch Zahnräder auf die Schraubenwelle übertrugen. Im Bug des Schiffes befand sich der Sitz des Steuermanns, der auch von dort aus die Bewegung eines am Boden hin und her gehenden „Direktionsgewichtes“ leiten konnte. Außerdem waren in den Seitenwänden zwei durch Gummihandschuhe verschlossene Öffnungen angebracht, um gegebenenfalls außenhängende Sprengladungen am Kiel feindlicher Schiffe befestigen zu können.

Am 1. Februar 1851 fand die große Probefahrt statt, nachdem vorhergehende kleinere Fahrten mehr oder weniger glücklich verlaufen waren.



Das Original des Bauerschen Unterseebootes.
Aufgestellt im Hofe des Museums für Meereskunde in Berlin.

Bauer stieg mit zwei beherzten Männern, einem Zimmermann und einem Schmied, in das Boot, den „Brandtaucher“, wie er es selbst nannte, und glitt langsam in den Kieler Hafen hinaus. Anfänglich gehorchte das Boot genau dem Steuer, es tauchte und kam nach kurzer Zeit wieder hoch. Dann nahm Bauer den Kurs auf eine tiefere Stelle des Kieler Hafens. Dieses Mal tauchte es nicht mehr auf, und trotz allen Bemühungen der Begleitboote war es nicht möglich, das Boot durch Ketten oder Taue zu heben. Als das Schiff tiefer sank, hatte Bauer feststellen müssen, daß die Wände dem Druck des Wassers nicht widerstanden und undicht wurden. Das Schiff füllte sich mehr und mehr mit Wasser, so daß auch schließlich die Pumpen versagten. Glücklicherweise blieben das Deck und die Seitenwände im großen ganzen unversehrt, während die Hauptdeckstellen sich am Boden des Schiffes befanden. Dadurch war es möglich, daß die drei Männer, wenn auch in tiefem Wasser stehend, wenigstens noch immer Luft zum Atmen erhielten. Versuche, die Luke zu öffnen, waren vergeblich, da der Druck des darüberstehenden Wassers zu stark war. Bauer veranlaßte daher seine Kameraden, sich möglichst ruhig zu verhalten und ihre Kräfte zu schonen. Er selbst ging den beiden mit gutem Beispiel voran, wickelte sich in seinen Mantel und setzte sich nieder. Erst als das Schiff so weit mit Wasser angefüllt war, daß die drei Taucher bis an den Hals im Wasser standen, gab Bauer die Weisung, einen Versuch zum Öffnen der Luke zu machen. Jetzt konnte ein Begleiter den Deckel ohne große Mühe aufheben, er wurde aber sofort erfaßt und an die Oberfläche des Wassers geworfen. Bauer folgte mit seinem zweiten Gefährten, der schon beinahe ohnmächtig war, und alle drei kamen so an die Oberfläche des Wassers, wo sie von den Begleitbooten aufgenommen wurden, nachdem man die drei schon für verloren gehalten hatte.

Versuche, das gesunkene Boot zu heben, hatten keinen Erfolg. 1855 und 1856 begann man erneut mit Hebeversuchen, aber erst im Jahre 1887, als man in Kiel einen neuen Torpedobootshafen baute, ging man dem Boot mit verbesserten Hebeeinrichtungen zu Leibe. Am 5. Juli 1887 gelang es, den 700 Zentner wiegenden Brandtaucher wieder ans Tageslicht zu befördern. Man stellte das Schiff zuerst auf der Werft in Kiel aus, später kam es in die Marineakademie, heute befindet es sich im Museum für Meereskunde in Berlin, wo es auf dem Hof als ein Denkmal deutschen Erfindergeistes einen Platz gefunden hat.

Bauer war durch diesen Fehlschlag keineswegs entmutigt, sondern versuchte in Bayern, in Oesterreich, England und Frankreich seine Erfindung anzubringen, aber überall hatte er mit Infrigen zu rechnen. Mehr Glück hatte er in Rußland, wo er in dem Großadmiral und Großfürsten Konstantin einen namhaften Gönner fand. In Rußland baute man ein Boot genau nach Bauers Angaben. Er begann im Mai 1856 mit seinen Probefahrten, nachdem auch hier wieder dunkle Kräfte versucht hatten, Bauer unmöglich zu machen. Es gelang ihm aber trotzdem, eine Mannschaft zu schulen, so daß es ihm ein leichtes war, in dem Boot nach Belieben zu tauchen oder zu steigen, Wendungen zu machen, überhaupt alle Bewegungen durchzuführen, die ein solches Fahrzeug machen mußte.

Vor allen Dingen war Bauer darauf bedacht, festzustellen, wie lange es möglich wäre, mit seinem Boot unter Wasser zu bleiben. Bei einer Prüfung gelang es ihm, mit achtzehn Personen fünf Stunden lang unter Wasser alle Bewegungen auszuführen. Einen originellen Versuch führte er am 26. August 1856 aus, am Krönungstage des russischen Kaisers, indem er vier Musiker mit ins Boot nahm, die unter Wasser ein Konzert veranstalteten, das hundertvierzig Schritte von dem getauchten Boot entfernt noch gehört wurde. Am 2. Oktober

1856 erhielt er den Befehl, ein auf der Reede von Kronstadt liegendes altes Fahrzeug in die Luft zu sprengen. Als er dieses Fahrzeug ungefähr erreicht hatte, mußte er feststellen, daß das Wasser an dieser Stelle viel zu seicht war, und daß im gleichen Augenblick das Unterseeboot auch schon den Grund berührte. Die Schraube verfing sich im Seegras und in altem Tauwerk, so daß das Schiff weder vor noch zurück konnte. Bauer ließ nun das Ballastwasser auspumpen und stellte das Boot schräg, so daß bald die Luke die Wasseroberfläche erreichte. Der von der Marinekommission entsandte Leutnant Fedorowitsch öffnete jedoch, ohne Bauers Befehl abzuwarten, die Luke, ehe die Vorderseite des Schiffes vollständig aus dem Wasser ragte. Infolgedessen drangen große Mengen Wasser in das Schiff ein, und es gelang nicht mehr, die Luke zu schließen. Bauer und seine Gefährten konnten sich nur noch durch schnelles Verlassen des Schiffes vor dem Ertrinken retten. Das Schiff selbst versank, nachdem es 133 erfolgreiche Unterwasserfahrten durchgeführt hatte. Vier Wochen später konnte das Schiff gehoben werden, aber die Widerstände gegen Bauer waren mittlerweile so stark geworden, daß Bauer schließlich seine Entlassung einreichte und im Jahre 1858 Rußland endgültig verließ.

Damit endete Bauers erfolgreiche Tätigkeit am Unterseeboot. Er beschäftigte sich noch mit anderen Erfindungen, mit Hebezeugen für gesunkene Schiffe, mit Unterwassergeschützen und Luftschiffen. Von allen diesen Plänen haben nur seine Hebevorrichtungen eine vorübergehende Bedeutung erhalten insofern, als es ihm gelang, einen verunglückten Bodensee-dampfer zu heben. Enttäuscht und verbittert starb Wilhelm Bauer am 20. Juni 1875. Er teilte das Los der vielen Erfinder, hochfliegende und kühne Pläne nicht verwirklichen zu können. Erst einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, den Spuren Bauers zu folgen und der Unterseebootwaffe den ihr gebührenden Rang als Kriegsfahrzeug einzuräumen.

In diesem Zusammenhang sei auf eine Veröffentlichung hingewiesen, die im Jahre 1863 von dem Schriftsteller Friedrich Hoffmann erschien und die sich mit der damals neuen Erfindung Wilhelm Bauers auseinandersetzte. In geradezu prophetischer Weise hat Hoffmann damals den Unterseebootkrieg, wie er fünfzig Jahre später Tatsache geworden ist, vorausgesehen:

„Ruft noch einmal die Opferfähigkeit des deutschen Volkes wach für die Gründung einer Seemacht der neuesten Zeit! Dann aber haltet fest an der neuesten Erfindung! Bewahrt sie euch solange als möglich, so seid ihr die Herren der siegreichsten Waffe. Nicht an die Holzkästen der alten Marine, auch nicht an die gepanzerten Schiffsriesen und Monitore verschwendet eure Millionen, sondern mit der schlanken, gewandten Beherrscherin des Untermeeres begründet die neue Flotte; sie ist fähig, den Kampf mit den Ungetümen der alten Marine zu bestehen; sie schafft in Geschwadern herbei, und unsere Flagge, unser Handel werden sich auf der ganzen Erde die Achtung erzwingen, die dem deutschen Namen gebührt. Und will die alte Gewalt des Dreizecks euch erdrücken, dann sendet den rührigen Schwarm der Brandtauchergondeln aus und fragt, wer euch widersteht, wenn die Schrecknisse der Tiefe über eure Feinde kommen! Glaubt ja, die andern kommen euch bald in der neuen kühnen Art nach, aber voraus müßt ihr gehen, euch daran gewöhnen, niemanden vor euch zu sehen, es als eine Schmach empfinden, immer und immer zu warten, wohin andere mit unseren Erfindungen wohl kommen möchten! Es ist mit dieser Erfindung den Deutschen gegeben, für das Leben des Meeres eine neue Epoche zu begründen. Jetzt gilt's für uns alle, zu zeigen, ob wir wirklich noch etwas Gewaltiges wollen können!“

Literatur: Meyers Universal, 3. Band (1863), Seite 261 bis 267. E. Hauff: Die unterseeische Schifffahrt . . . Neudruck Bamberg 1915. D. Maydorn: Der Brandtaucher. Meereskunde, Heft 167, Berlin 1926. Gartenlaube, Jahrgang 1863.

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Der
Backofen
für „fließende
Fertigung“.



Fließarbeit, vor 263 Jahren ein Schildbürgerstreich.

Von M. Harzmann.

Aus den „Technischen Blättern“,
Wochenbeilage der Deutschen Bergwerkszeitung.

Die heute in zahlreichen Betrieben im In- und Ausland eingeführte Fließarbeit finden wir bereits im Jahre 1680 in deutschen Schriften, damals allerdings noch nicht als ernsthaftes, wirtschaftliches Problem.

Das stille Städtchen Gelnhausen an der Landstraße Frankfurt a. Main-Gulda, im Mittelalter Freie Reichsstadt, der Lieblingswohnsitz des Kaisers Friedrich I., genannt Barbarossa, war auch die Geburtsstätte des Christoffel von Grimmelshausen, der den großen kulturgeschichtlichen Roman des Dreißigjährigen Krieges, den „Simplicissimus“, im Jahre 1669 schrieb.

Grimmelshausen veröffentlichte im Anschluß an seinen Roman Einzelblätter, und im Jahre 1680 führt er uns in einem Bilde die Fließarbeit vor. Ein langer Text darunter erklärt das Bild. Bäcker und Metzger liegen in einem Streit, der vom klugen Grimmelshausen zu entscheiden ist. Grimmelshausen ist von einer Auslandsreise heimgekehrt und hat an einem Wirtshaus einen großen Haufen Leute angetroffen. Man erzählt ihm, die Bäcker und Metzger hätten eine Wette miteinander eingegangen, ob jene ein längeres Brot oder diese eine längere Wurst machen könnten. Die Metzger waren ihrer Sache sicher, weil sie die Därme einer besonders stark gemästeten Sau für die Wurst zur Verfügung hatten. Sie wußten, daß es keinen Backofen gäbe, darin man ein ebenso langes Brot hätte backen können. Aber die Bäcker machten hinten am Backofen eine Öffnung und zogen die fertigen Brote dort hinaus „auf ein langes Gerüst, das beinahe von Frankfurt nach Worms reichen könnte und vornen immerhin wieder den Jockfleck fortstrecken und also im Backofen ausbacken, hernach abermal fortzücken und flechten ließen.“

Man rief Grimmelshausen zum Schiedsrichter auf. Dieser aber fing an gewaltig zu lachen und meinte, es wundere ihn, daß die Handwerker noch immerfort arbeiteten, obwohl die Wette doch längst hätte entschieden werden können. Es sei klar, daß Bäcker und Metzger so beliebig lang weiterarbeiten könnten. Zweck habe dieses aber nicht; besser sei es, Brot und Wurst zu zerschneiden und sie im gegenüberliegenden Wirtshaus fröhlich miteinander zu verzehren. Und so geschah es denn auch.

Das elektrische Auge.

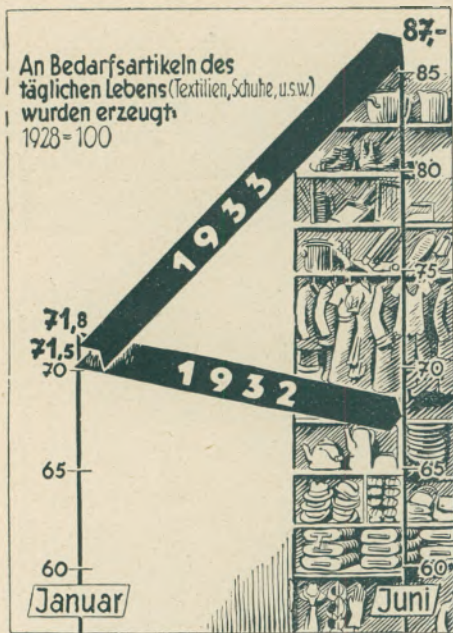
Aus einem Artikel von Robert E. Martin in „Popular Science Monthly“, New York.

In einer Fabrik im Osten der Vereinigten Staaten drängten sich kürzlich etwa 20 Personen um eine riesige Presse. Die etwa 8 Meter hohe Maschine hatte das Gewicht von vier Lokomotiven, und ihre mächtigen Backen zerstampften Stahlplatten, als ob sie Papier wären.

Vor den Blicken der Zuschauer bewegte dann der Monteur seine Hand um einige Zentimeter über die Grenzlinie der Gefahrenzone. Im selben Augenblick, wie von Zauberhand berührt, stand das Maschinenungetüm still. Dann zog der Monteur seine Hand zurück, und die Maschine setzte sich wieder in Bewegung. Ein duzendmal wiederholte sich dieses Wunder vor den Augen der Zuschauer. In dem Augenblick, in dem die Hand des Monteurs in Gefahr geriet, stand die Maschine still und konnte nicht wieder in Gang gesetzt werden, bevor die Hand entfernt wurde. Ein unsichtbares, mit einem seltenen Erdmetall überzogenes Auge aus Glas hielt über dem Arbeiter Wacht, und ein auf diese photoelektrische Zelle eingestellter Lichtstrahl zeigte die Gefahrenlinie an. Überquerte eine Hand diese Linie, so unterbrach sie den Strahl, schnitt das auf die Zelle eingestellte Licht ab und hielt die Maschine mit der Geschwindigkeit des elektrischen Stromes in ihrem Laufe an.

Das ist nur eine der vielen staunenswerten Leistungen, die heute von diesen „denkenden Röhren“ vollbracht werden. Das elektrische Auge, die moderne photoelektrische Zelle, die so klein wie eine Erdnuß und so groß wie ein Kürbis sein kann, hat heute eine Unmenge verschiedener Verwendungszwecke gefunden. Es sortiert Bohnen und Knöpfe; es entzündet Licht und öffnet Türen; es ruft die Feuerwehr und dient als Zeitmesser bei Rennen; es bringt Fahrstühle zum Stehen und mißt Sterne, die viel zu matt scheinen, um mit dem menschlichen Auge wahrgenommen werden zu können.

Es ist eine etwa vierzig Jahre zurückliegende zufällige Erfindung, die diesem Wunder der Jetztzeit zugrunde liegt. Heinrich Herz, der deutsche Physiker, der als erster Radiowellen feststellte, bemerkte, daß eine größere Menge Elektrizität durch eine Bogenlampe floß, wenn sie einem von einer anderen Lampe herrührenden ultravioletten Licht ausgesetzt war. Auf der



Mehr Absatz — mehr Erzeugung.

Jeder der zwei Millionen Arbeiter, die seit dem 30. Januar Beschäftigung erhalten haben, wird zum Käufer von Bedarfsartikeln aller Art. Während der langen Dauer seiner Erwerbslosigkeit ist er abgerissen. Solange er Unterstützungsempfänger war, konnte er nichts kaufen. Jetzt ist er zum Lohnempfänger geworden und kann nach und nach wieder einige notwendige Anschaffungen vornehmen. Er braucht Kleidung, Wäsche, Schuhe usw. Dadurch steigt allmählich der Absatz der Textilindustrie, der Schuhwarenfabrikation und vieler anderer Gewerbegebiete; sie können mehr produzieren und ihrerseits neue Arbeitskräfte einstellen. Der Beschäftigungsgrad dieser Industrien ist daher, berechnet nach der Zahl der geleisteten Arbeitsstunden, um rund 17 Prozent gestiegen.

Suche nach einer Erklärung für diese Erscheinung kam ein anderer deutscher Forscher, Dr. W. Hallwachs, auf den Gedanken, daß einer der Stäbe des schnell brennenden Bogenlichtes unter der Einwirkung des ultravioletten Lichtstrahls Elektronen von sich geben müsse. Das gab die Grundlage für die photoelektrische Zelle ab, die im Verlaufe des vergangenen Jahrzehnts zum Zauberstab der Industrie geworden ist.

Der üblichste Typ sieht wie eine kleine Röhre aus und kostet sieben-einhalb bis zwanzig Dollar. Im Mittelpunkt befindet sich ein Platin- oder Nickelring, um den sich entweder in Form eines Schildes oder als Belag an der Innenseite des Glases eine Schicht lichtempfindlichen Metalls, wie Kalium oder Natrium, befindet. Wird die Röhre in einen elektrischen Stromkreis eingeschaltet, so bildet der innere Ring eine positive, der Belag eine negative Elektrode. Der Raum zwischen den beiden wirkt als Isolator und verhindert normalerweise, daß sich der Strom schließt. Wird aber die Zelle durch einen Lichtstrahl getroffen, so schleudert der Belag Partikel negativer Elektrizität von sich. Sie schießen über den Zwischenraum hinweg und bilden so eine Brücke aus Elektronen, die dem Strom den Durchgang durch die Röhre ermöglicht.

Der Umfang dieser Brücke und damit die Menge des Stromes, der über sie hinweggeht, ist direkt proportional der Menge des Lichtes, von dem die Zelle getroffen wird. Auf diese Weise schließt und unterbricht das elektrische Auge Stromkreise, je nachdem Licht oder Schatten es treffen. Der schwache Strom der Zelle wird durch Verstärker vermilionenfacht, um einige der schweren Aufgaben bewältigen zu können, die diesen Röhren heute in der Industrie gestellt werden.

So werden z. B. in einem Kohlenbergwerk in Pennsylvania schwere Türen beim Herannahen eines Kippwagens durch einen Lichtstrahl geöffnet und hinter dem Wagen wieder geschlossen. In einem Silo im Westen der Vereinigten Staaten wird der Weizen vermittle eines automatischen Apparates gewogen, wobei der Waagebalken einen Lichtstrahl genau am gewünschten Punkt unterbricht und damit den Weizenzufluß abstoppt. In einem Stahlwerk in Ohio rollen zehn Tonnen schwere Stahlbarren mit größter Geschwindigkeit zwischen mächtigen Walzen hin und her, wobei das Umschalten durch ihren eigenen Schatten verursacht wird.

Auf ähnliche Weise werden Schiffe auf hoher See gegen Feuer gesichert; im Schiffsraum befinden sich von Lichtstrahlen getroffene photoelektrische Zellen, die, sobald Rauch den Lichtstrahl verdunkelt, Sirenen in Tätigkeit setzen. Derartige Sicherheitsvorrichtungen, die bei Feuer ausbruch sofort automatisch Alarmsignale geben, hat man auch in Wohn- und Warenhäusern angebracht.

In New York führte vor kurzem ein Erfinder vor, wie auf das Signal einer solchen Wunderlampe hin ein ganzer Trupp Roboter (mechanischer Hilfskräfte) sich auf den Eindrehen stürzt, der einen Geldschrank aufbrechen will. In dem Augenblick, wo der unsichtbare Strahl ultravioletten Lichtes vor dem Geldschrank unterbrochen wird, treten die Roboter in Tätigkeit: eine Sirene heult, Blitzlicht zuckt auf, ein photographischer Apparat macht selbsttätig eine Momentaufnahme des Eindringlings, und ein vierter Mechanismus endlich gibt Tränengas von sich, das den Verbrecher hilflos macht, bis die Polizei erscheint.

Die Tatsache, daß verschiedene Schattierungen ein und derselben Farbe verschiedene Lichtmengen zurückwerfen, liegt mannigfachen industriellen Verwendungsarten des elektrischen Auges zugrunde.

In Detroit haben Automobilfabriken automatische Schmieden mit elektrischen Augen eingerichtet. Erreicht ein Stahlbarren im elektrischen Heizraum die erforderliche Temperatur, so wirkt seine Farbe — die bei diesem Hitze grad immer dieselbe ist — auf eine photoelektrische Zelle ein, und der Barren wird automatisch entfernt.

In Fabriken, die Zigarren in höheren Preislagen herstellen, ist es Vorschrift, daß die obere Lage jeder Kiste Zigarren von vollkommen übereinstimmendem Farbton sein muß. Gleichfarbiger Tabak für diese Zigarren wird heute durch photoelektrische Zellen sortiert, die schneller und besser als menschliche Augen arbeiten.

Ein anderes Problem wurde vor einigen Monaten auf den Ölfeldern in Texas durch das elektrische Auge gelöst. Im Verlaufe des Benzol-Refinerungsprozesses — nach vollendetem Crackverfahren — ist es wichtig, daß der ganze Brennstoff von gleichmäßiger Farbe ist. Denn Brennstoff, der dunkler als die Norm ist, enthält zuviel Kohlenstoff. Ein Betrieb hatte früher besondere Kontrolloren angestellt, die das durch Glasröhren fließende Benzol zu beobachten hatten. Aber menschliche Augen ermüden leicht, und Farbwechsel blieben häufig unbemerkt. So ist nun diese Arbeit den unermüdbaren mechanischen Augen übertragen worden. Lichtstrahlen fallen durch die Röhren auf photoelektrische Zellen. Die geringste Farbabweichung im Brennstoff führt zu einer Verringerung der die Zelle treffenden Lichtmenge und damit zum Auslösen eines Alarmsignals.

Andere erstaunliche Leistungen dieser lichtempfindlichen Wunderröhren bestehen im Öffnen der Garagentür, sobald das Auto mit angeschaltetem Scheinwerfer herankommt; im Schneiden glühender Stahlstäbe auf genau gleiche Länge, während sie mit fast 25 Kilometer Stundengeschwindigkeit von der Walze heranrollen; im Ausfindigmachen von Rostflecken, Löchern und schwachen Stellen bei Metallplatten; im Rangieren von Postfächern und sonstigem auf Transportbändern heranrollendem Material auf die richtigen Estränge; im Sortieren und Einordnen von Kartothekarten in die richtigen Fächer auf Grund eines Systems von Ausstanzungen im Karton.

Und nach der Meinung vieler Wissenschaftler steht den Wunderzellen die unerhörteste aller Leistungen noch bevor: die Verwandlung von Sonnenlicht in elektrischen Strom. Während alle bisherigen für diesen Zweck konstruierten Apparate sich wirtschaftlich nicht rentieren, glauben viele Fachleute, daß die Forschungen, die sich aus den staunenswerten Leistungen der photoelektrischen Zelle ergeben, eines Tages Mittel und Wege zur Ausnutzung der im Sonnenlicht enthaltenen Kraft aufzeigen werden.

Überraschende Wirkungen ultrahoher Drücke.

Aus einem Artikel von Jean Labadie in „La Science et la Vie“, Paris.

Das Volumen einer Gasmenge bei 5000 Atm. Druck beträgt ungefähr ein Tausendstel seines Volumens bei atmosphärischem Druck. Luft ist bei solchem Druck dichter als Wasser, bleibt aber trotzdem gasförmig, wenn man ihre Temperatur über dem kritischen Verflüssigungspunkt hält.

Ein Liter Stickstoff wiegt bei 15 Atm. Druck 3 kg, hat also die Dichte eines Steines. Bei einem Druck von 12000 Atm. an läßt sich die Zusammendrückbarkeit der Gase nicht mehr von der der Flüssigkeit unterscheiden. Bei 25000 Atm. Druck gibt es praktisch keine Zusammendrückbarkeit mehr. Das erklärt sich aus der Annäherung der Moleküle, die fast einer Berührung gleichkommt. Diesen Zustand nennt man das „Covolumen“ des Gases. Es bezeichnet also das geringstmögliche Volumen eines Gases.

Dieses Covolumen, das einige Physiker als das vierfache Eigenvolumen der Moleküle errechnen, kann seinerseits nur durch die Zertrümmerung des Atomgebäudes selbst, das heißt nur durch Umwandlung des Stoffes, verringert werden. Dazu wären aber Drücke von Millionen Atmosphären nötig. Dabei ist aber selbst das dichteste Atom noch so „leer“ wie eine riesige Ausstellungshalle, in der einige winzige Sandkörner, die Elektronen, schweben. Wenn eines Tages sehr hohe elektrische Spannungen ein Metall wie Blei radioaktiv machen, so könnte es sein, daß die Anwendung der Ultradrücke die Erzeugung dieser seit langem erwünschten künstlichen Radioaktivität erleichtert.

Bei 25000 Atm. wird eine Wassersäule von 1 m Höhe wie ein Stück Gummi unter einer hydraulischen Presse auf 63 cm zusammengedrückt. Dabei galt lange Zeit hindurch das Wasser als unelastisch. Allerdings würde erst ein Ozean von 250 km Tiefe mit der Ultrapresse konkurrieren können.

Eine viskose Substanz, z. B. dickes Schmieröl, wird unter Ultradruck kompakter als Stahl. Bei 25000 Atm. werden die härtesten Metalle, die man kennt, von einer Dillinge glatt durchschnitten. So rächt sich das Schmieröl an dem Stahl, für den es sich in unseren Maschinen alle Tage aufzuheben muß.

Der Diamant (kristallisierter Kohlenstoff) ist der härteste Körper. Man glaubt mit den Ultradrukken Kohlenstoff in kristalliner Form in kompakten Massen herstellen zu können. Kohlenstoff schmilzt bei der Temperatur des elektrischen Lichtbogens — 3500 Grad Celsius —, aber er verflüchtigt sich oder, wissenschaftlich gesprochen, „sublimiert“ sich dabei und wird zu „amorphem“ Staub. Wenn man den Kohlenstoff nicht in flüssigem, geschmolzenem Zustand kennt, so liegt das nicht an den erreichbaren Temperaturen, sondern nur an den Drücken, die bisher nicht genügen, um den Kohlenstoff flüssig zu erhalten. Nichtsdestoweniger aber existiert dieser „kritische Druck“ der Kohlenstoffverflüssigung. Er ist allerdings sehr hoch. Gelingt es, den Kohlenstoff durch den Lichtbogen in der Ultrapresse zu verflüssigen und in flüssigem Zustande zu erhalten, so darf man wohl erwarten, daß sich aus der Verdichtung durch Abkühlung schöne Diamantkristalle ergeben, die für alle möglichen Zwecke der Industrie jedenfalls sehr nützlich sein werden.

Ganz einfach wird die Aufgabe aber nicht sein, denn der Schmelzpunkt ist bei Ultradrukken ein ganz anderer als bei atmosphärischem Druck. So schmilzt Natrium bei 60 Grad Celsius unter atmosphärischem Druck, aber erst bei 180 Grad unter dem Ultradruck von 12000 kg, und Wasser ist unter diesem Ultradruck bei 80 Grad Celsius noch eine feste Masse.

Gerner können bei Ultradrukken bisher unbekannte „allotropische“ Zustände in Erscheinung treten und zu allerlei Überraschungen führen. Beispielsweise wird Phosphor bei 7000 bis 10000 Atm. sehr dicht und leitet Elektrizität und Wärme gut, was bei normalem Druck bekanntlich keineswegs der Fall ist.

In der Chemie werden die Ultradrukke jedenfalls eine Umwälzung hervorrufen. Schon sind die ersten industriellen Apparate im Bau, welche die bereits bekannten Synthesereaktionen erheblich schneller bewirken und wahrscheinlich die Durchführung neuer Synthesen ermöglichen werden. Die chemische Wirkung der Ultradrukke ist leicht verständlich. Infolge der molekularen Annäherung wird die „chemische Verwandtschaft“ der zusammen unter Druck gesetzten Körper sehr verstärkt, besonders wenn Gase bei den Reaktionen mitwirken. Die Verbindungsgeschwindigkeit, verglichen mit der bei den gewöhnlichen Drücken festgestellten Reaktionsgeschwindigkeit, kann mehrere Millionen Male höher sein, so daß Apparate, die kleiner sind, aber mit Ultradruck arbeiten, logischerweise unvergleichlich größere Mengen erzeugen müssen als die alten.

Wir schicken unsere Mitmenschen tief in die Erde hinunter, um dort Eisen zu schürfen. Andere Menschen sind in der Glut der Hochofen an der Arbeit, um unter Aufwand von gewaltigen Mengen aus Kohle und Öl gewonnener Energie Stahl zu produzieren. Mit Hilfe weiterer Verausgabung von Energie und Menschenkraft wird der Stahl zu Kriegsschiffen und anderen Kampfmitteln verarbeitet, die ihrerseits nach ein paar Jahren, wenn sie veraltet sind, modernen Kriegsschiffen als Zielscheibe dienen und auf immer ins Meer versenkt werden. In Meeren und Seen, an Landstraßen und Wegen verrosteten Amerikas austrangierte Automobile. Tausende und aber Tausende Tonnen Metall werden, nachdem sie dem Menschen einen Augenblick lang als Spielzeug gedient haben, weggeworfen in einer Form, die sie für die kommenden Generationen vollständig unbenutzbar macht.

Trotzdem der Vorrat der Welt außerordentlich begrenzt ist, verlangen wir nach wie vor, daß Schokolade und Zigaretten in Stanniol verpackt werden. Der Schwefelvorrat der Welt geht durch die Herstellung von Zelluloseprodukten mit Seidenglanz schnell der Erschöpfung entgegen. Beispiele dieser Art lassen sich in fast unbegrenzter Menge anführen. Das nennt man moderne Zivilisation. Angesichts unserer Vergeudung der Naturkräfte fragt man sich zuweilen, ob wir denn überhaupt zivilisiert sind!

Professor Arthur Binz hat diese Fragen in sehr einleuchtender Weise dargestellt. Er weist nach, daß die Energiequellen der Welt den Metallvorrat der Welt weit überdauern werden, aber daß auch sie äußerst begrenzt sind. Sie stellen ihrem Wesen nach nichts als die Strahlungsenergie dar, die die Sonne in vergangenen geologischen Zeitaltern verausgabte hat, und die von den Pflanzen mittels photosynthetischer Prozesse festgehalten worden ist. Diese Strahlungsenergie ist in Form von Kohle und Öl im Innern der Erde aufgespeichert und bildet die Kraftquelle unserer modernen industriellen Kultur und die Kraftreserve für die Kulturen, die nach uns kommen. Bei der heutigen Verbrauchsgeschwindigkeit wird die englische Kohle noch etwa 50 Jahre, die französische weniger als 300 Jahre, die belgische weniger als 800 Jahre, die deutsche weniger als 1000 und die der Vereinigten Staaten, einschließlich ihrer gewaltigen Braunkohlenlager, weniger als 1500 Jahre vorhalten.

Die Möglichkeit des Auffindens einer neuen Energiequelle, die für den Menschen Kohle und Öl ersetzt, ist äußerst gering. Es ist berechnet worden, daß, wenn aller amerikanische Mais, einschließlich der Kolben, Blätter und Stengel, hundertprozentig zu Alkohol verarbeitet würde, die so gewonnene Energie noch nicht einmal zum Antrieb der Automobile, die heute mit Benzin betrieben werden, ausreichen würde. Und Mais gehört zu den Pflanzen, die am wirksamsten Sonnenenergie aufspeichern.

Ernährung aus heimischer Scholle



An der Einfuhr kann noch viel gespart werden.

Im Jahre 1932 wurden für mehr als eine Milliarde RM. Nahrungs- und Genußmittel aus dem Ausland eingeführt, die im Inland erzeugt werden könnten. Das deutsche Volk muß jedoch aus wirtschaftlichen und nationalen Gründen danach streben, seine Ernährung vom Ausland unabhängig zu machen. Wer Auslandsware kauft, die auch im Inland erzeugt werden könnte, verstößt gegen eine nationalwirtschaftliche Grundpflicht und schädigt die Gesamtheit. Er verschmäht, was deutsche Arbeit schuf. Er gibt Fremden Verdienst in einer Zeit, in der Millionen deutsche Volksgenossen arbeitslos sind und von kärglicher Unterstützung leben müssen. Aber auch in den Einfuhrposten der im Inland nicht erzeugbaren Nahrungsmittel stecken noch viele Waren, die durch gleichwertige deutsche Produktion ersetzbar sind.

Energie, die der Wasserkraft unserer Ströme entnommen wäre, würde gleichfalls ihrer Menge nach vollständig unzureichend sein. Sonnenpiegel, Glutmaschinen und ähnliches können als äußerst unwahrscheinliche Lösungsmöglichkeiten für das Problem der Energiebeschaffung außer Betracht bleiben, denn wenn der Energiemangel sich fühlbar macht, werden wir nicht mehr ausreichend Eisen oder sonstige Metalle besitzen, um derartige maschinelle Anlagen herzustellen. Würde alles Eisen, über das wir heute verfügen, ausschließlich in der Konstruktion von Spiegelrahmen und sonstigen Teilen der Sonnenkraftmaschinen Verwendung finden, und würde auch die zukünftige Gesamtproduktion an Eisen dem gleichen Zwecke dienstbar gemacht, ja, würden diese Maschinen nur unter wolkenlosem tropischem Himmel aufgestellt werden, so würde sich dennoch ergeben, daß es unmöglich ist, unseren heutigen Kraftbedarf durch sie zu decken.

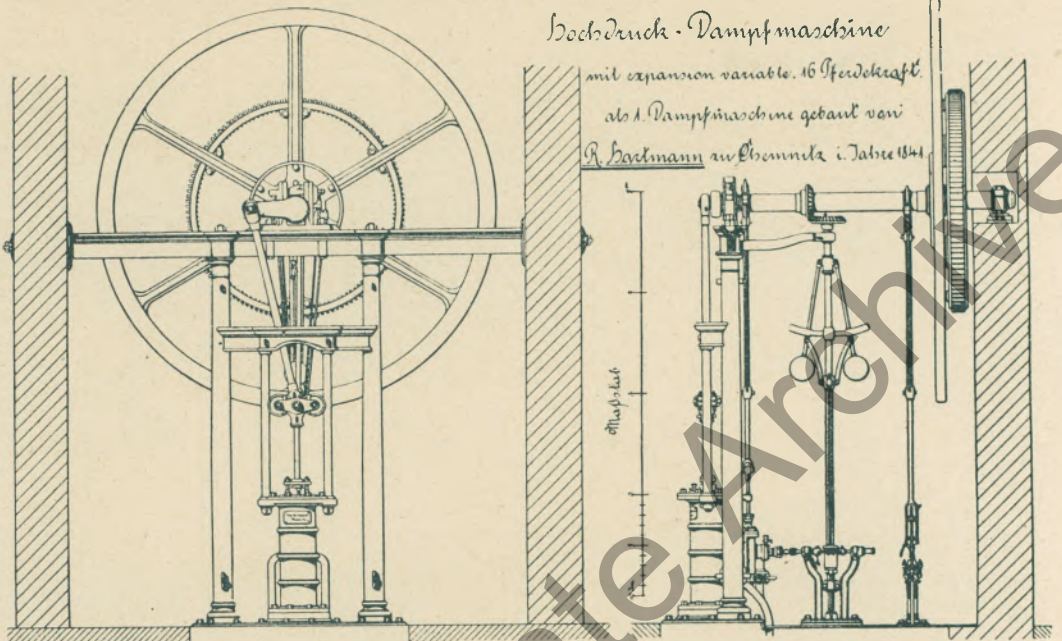
Binz vermutet, daß nach Erschöpfung der vorhandenen Energievorräte die gemäßigten Zone, die heute die hochentwickeltesten industriellen Kulturzentren beherbergt, unbewohnbar werden wird. Der Mensch wird dann wieder auf tropische und subtropische Gebiete ohne Schneefall beschränkt sein, und damit wird der Tag der braunen, der schwarzen und der gelben Rasse anbrechen, die in dieser Umgebung besser gedeihen.

Wird den zukünftigen Kulturen die industrielle Zivilisation des zwanzigsten Jahrhunderts nicht als eine Epoche des Fortschritts, sondern vielmehr als eine Zeit des Raubbaus und der Plünderung erscheinen, etwa wie uns heute die Zeit der Tataren, Vandalen und Hunnen, die die griechische und römische Kultur zerstörten? Wird das Rad der Zeit den Menschen wiederum auf primitivere und einsamere Daseinsformen, mit Pferd und Geißelboot als einzigen Beförderungsmitteln, zurückwerfen?

Eine Antwort auf diese Frage ist heute noch unmöglich. Sie kann erst von den Geschichtsschreibern späterer Generationen gegeben werden. Wohl aber läßt sich heute schon mit großer Sicherheit sagen, daß die Kulturen der Zukunft ganz anders als unsere heutige aussehen werden, und daß, wenn der Aufstieg der Menschheit sich nicht verlangsamen oder überhaupt zum Stillstand kommen soll, die Wissenschaftler der Zukunft noch unendlich schwierigere Probleme zu lösen haben werden als diejenigen, die sich heute der Wissenschaft stellen.

Technische Gedenktage.

6. 12. 1878 starb in Chemnitz Richard Hartmann. Als Sohn eines sächsischen Weißgerbers erlernte er das Handwerk eines Zeugschmiedes. Auf seiner Wanderschaft kam er nach Chemnitz mit zwei Talern in der Tasche und arbeitete dort in verschiedenen Werkstätten. Im Jahre 1837 machte er sich selbständig. Seine ersten Erzeugnisse waren Spinnereimaschinen, die er mit einigen Verbesserungen versah. Als Antriebskraft verwendete er damals noch Pferdegöpel. Schließlich wurde der Betrieb so groß, daß siebenzehn Pferde zur Bewegung der Göpel nicht mehr ausreichten. Da entschloß sich Hartmann, zunächst für den eigenen Betrieb eine Dampfmaschine zu bauen (siehe Abbildung), die im Jahre 1841 in Betrieb kam. Das Werk wuchs, und bald drang sein Ruf über die Grenzen Sachsens und Deutschlands hinaus. Neben Dampfmaschinen stellte er in den vierziger Jahren auch Dampfkessel her und nahm bald nachher auch den Lokomotivbau auf. Ende der fünfziger Jahre kam der Turbinenbau hinzu und der Bau der verschiedensten Werkzeugmaschinen, die er anfänglich nur für den eigenen Betrieb hergestellt hatte. In den sechziger Jahren beschäftigte Hartmann bereits über zweitausend An-

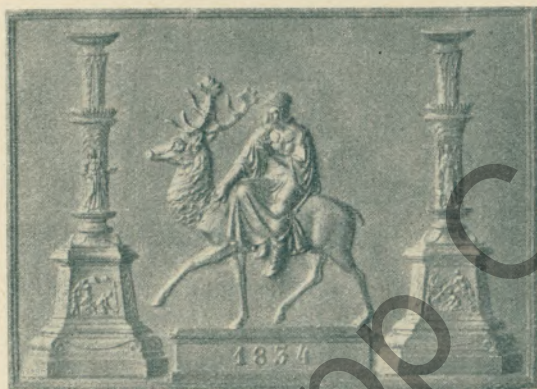


Hochdruck-Dampfmaschine

mit expansion variable, 16 Pferdekraft.
als 1. Dampfmaschine gebaut von
R. Hartmann in Chemnitz i. Jahre 1841

Aus: Zeitschrift des V.D.G. Chemnitz 1898.

gestellte. 1870 wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Mit Hartmann ging einer der Begründer der sächsischen Großindustrie dahin.



Ein eiserner Neujahrsgruß vor hundert Jahren.

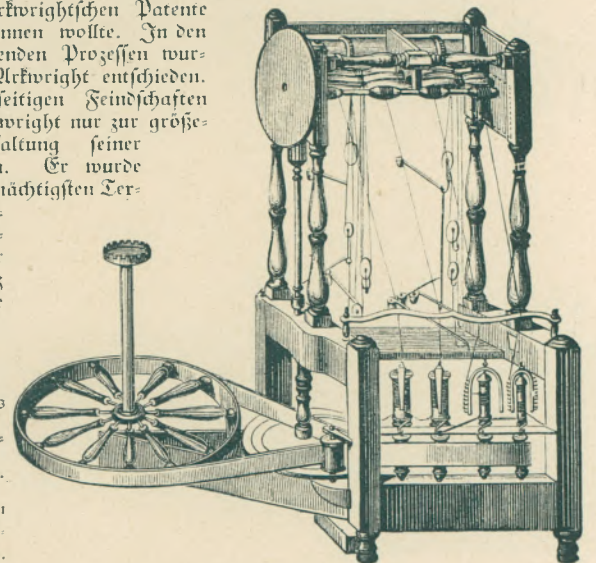
Die königliche Eisengießerei zu Berlin hatte seit der Aufnahme ihres Betriebes im Jahre 1804 regelmäßig gusseiserne Neujahrskarten versandt. Diese Neujahrskarten waren dünne Eisengußstäbchen von etwa 6 x 9 Zentimeter Größe. Dargestellt wurden auf diesen Tafeln die hauptsächlichsten Erzeugnisse, die im Vorjahre in der königlichen Eisengießerei hergestellt worden waren. So zeigt beispielsweise die Karte für das Jahr 1834 die auf einem Hirsch reitende Jungfrau Lorenzia, die von Rauch modelliert worden war, sowie rechts und links zwei gusseiserne Kirchenleuchter. Auch die Sanner Hütte hatte in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts Neujahrskarten herausgebracht, die aber ein etwas größeres Format zeigten und hauptsächlich berühmte Gebäude Westdeutschlands zur Abbildung brachten.

23. 12. 1732 wurde Richard Arkwright in Preston (Lancashire) geboren. Er war das dreizehnte Kind armer Leute und erhielt überhaupt keine Schulbildung. Erst im Alter von 50 Jahren lernte er lesen und schreiben. Er fing als Barbier und Perückenmacher an, stellte ein chemisches Haarfärbemittel her und wollte das Perpetuum mobile erfinden. Seine wenigen Spargroschen opferte er dieser Erfindung. Dann wandte er sich der Baumwollspinnmaschine zu, auf die er eine ganze Reihe von Patenten nahm. Wenn es auch schon vor Arkwright Männer gegeben hatte, die eine Spinnmaschine erfinden wollten und die tatsächlich auch gewisse Teilerfindungen gemacht haben, so gebührt Arkwright das Verdienst, durch seine Erfindung die Spinnmaschinen für den Fabrikbetrieb reif gemacht zu haben. 1769 errichtete er mit zwei anderen Unternehmern eine kleine Textilfabrik, die später in etwas größerem Maßstabe an den Derwentfluß zu Cromford verlegt wurde, um die Wasserkraft für seine Maschinen auszunutzen. Jetzt

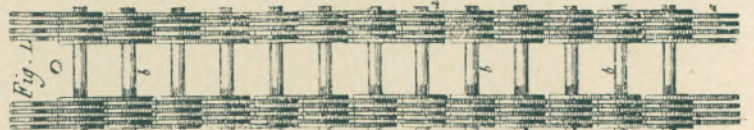
entstanden aber große Schwierigkeiten, einmal von seiten der Arbeiter, die die ganze Fabrik zerstörten, und dann von seiten der Konkurrenz, die die Arkwrightschen Patente nicht anerkennen wollte. In den darauffolgenden Prozessen wurde gegen Arkwright entschieden. Diese allseitigen Feindschaften regten Arkwright nur zur größeren Entfaltung seiner Kräfte an. Er wurde einer der mächtigsten Textilfabrikanten, der später seiner Konkurrenz die Preise vorschrieb.

Arkwrights
Spinn-
maschine.

Aus dem
„Buch der Erfindungen“ 1892.



22. 12. 1844 starb in Paris André Galle. Er kam zu einem Knopffabrikanten in die Lehre, wurde später Inhaber einer kleinen Knopffabrik und stellte außerdem Petschaften und Siegel her. Auf dem Gebiete der Münzstecherei leistete er Hervorragendes, so daß er häufig von der französischen Regierung mit der Ausführung von Gedenkmünzen beauftragt wurde. Am bekanntesten ist aber sein Name in der ganzen technischen Welt geworden durch die nach ihm benannte Gliederkette, die als Kraftübertragungsmittel eine außerordentlich große Verbreitung bis in die heutigen Tage gefunden hat.



Die Galle'sche Gliederkette.
Aus dem „Polytechnischen Journal“ 1833.



Aus obigen Buchstaben sind Wörter von nebenstehender Bedeutung zu bilden. Die Buchstaben entsprechen je einer Ziffer und sind in die betreffenden Nummerfelder der Figur einzutragen. Nach richtiger Lösung ergeben die waagerechten Buchstabenreihen, hintereinander gelesen, einen Ausspruch von Rosegger. Der Spruch sowie die zu errathenden Wörter enthalten die gleichen Buchstaben in gleicher Anzahl.

Die Wörter bedeuten: 1 2 3 4 5
6 = Element; 7 8 9 10 11 12 13
14 15 16 17 = christliches Fest; 18
19 20 21 22 23 = Naturerfich-
nung; 24 25 26 27 28 29 = Be-
leuchtungskörper; 30 31 32 33 34
35 = Himmelsrichtung; 36 37 38
= Obstkori; 39 40 41 42 43 44
= Jahreszeit; 45 46 47 = Sport-
fahrzeug; 48 49 50 = Vefistum;
51 52 53 54 = kleines Tier; 55 56
57 58 59 = Hunnenkönig; 60 61 62
63 = feucht; 64 65 66 = Binde-
wort; 67 68 69 70 = Nachtvogel;
71 72 73 = Farbe; 74 75 76 77
= Mahfucht; 78 79 80 = Artikel;
81 82 83 84 = Vereinigung; 85 86
87 = Tonart; 88 89 90 91 = deut-
fcher Komponist; 92 93 94 = ja-
panifche Münze; 95 96 97 98
= Teil des Gefichtes; 99 100 101
102 = nordifche Sagenfamlung;
103 104 105 106 107 108 = Jagd-
gerät; 109 110 111 112 = Pelz-
art; 113 114 115 116 117 = Zähl-
f. B.

Schlüssel:

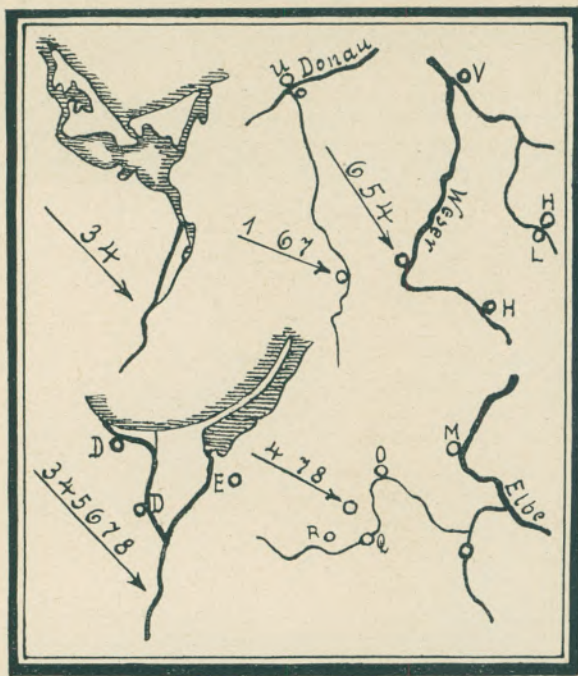
אָן אַלע וואָס זײַנען געווען
 און נאך וואָס זײַנען געווען
 און נאך וואָס זײַנען געווען
 און נאך וואָס זײַנען געווען
 און נאך וואָס זײַנען געווען

1. Gartenbeet, 2. westgermanischer Volksstamm, 3. Spange, 4. Rehr-
reim, 5. Ankündigung, 6. Buchstabenrechnung. W. J.

1. $\neg \wedge \neg \neg \neg \vee$ = Naturerscheinung 2. $\neg \angle \perp$ = Nagetier
3. $\vee > \neg \perp \neg \neg$ = Gebirge im Elsaß 4. $\neg \neg \neg \neg \neg$ = Vergeltung
5. $\neg < \neg \neg \neg \vee$ = Kohlenbrenner 6. $\neg \neg \neg \neg$ = Haustier

C. H.

Geographisches Formenräthsel.



Die Pfeile zeigen auf die geographischen Objekte, deren Namen gesucht werden. Die Ziffern auf den Pfeilen bezeichnen die Buchstaben der Namen, die in der angegebenen Reihenfolge zu einem Aussprache von Cicero zusammengestellt werden sollen.

C. H.

Rätselgleichungen.

$$\frac{2}{3} A + \frac{1}{2} B + (C - i) + \frac{1}{2} D = X.$$

A = Kopfbedeckung, B = Himmelskörper, C = Papiermaß, D = Spaltwerkzeug; X = Erzählung.

$$\frac{1}{2} A + (B - t) + (C - n) + \frac{1}{2} D = X.$$

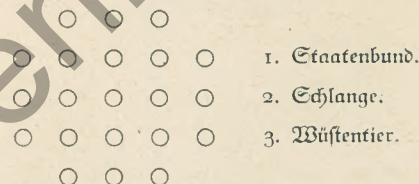
A = großer Raum, B = Titel, C = Kirchenstraße, D = Schluß;
X = spanischer Tanz.

Neue Zeichen.

Gibst du dem Laut,
Das Lärmen zu zerreißen,
Ein Zeichen vor,
Wird es die Richtung weisen.
Nochmals voran
Ein Zeichen: feist es Eisen.
Und wiederum
Am Kopf ein neues Zeichen,
Wird es gar oft
In Wöten Balsam gleichen.

W. J.

Homogramm.



Die Buchstaben e, e, e, e, i, i, l, l, n, n, n, o, o, p, r, r, u, u, v, v, w sind nach dem Muster obiger Figur so zu ordnen, daß die 3 Senkrechten gleichlautend mit den 3 Waagerechten sind und Wörter von der angegebenen Bedeutung nennen. W. J.

Umstellrätsel.

E. I. Samtbart	A. H. Hernau	E. S. Sakbein	C. O. Rehstift
----------------	--------------	---------------	----------------

Welches Tier schoß jeder der vier Jäger?

Röffelsprung.

		gab	ge	denn	be	bei	und		
fe	hei	ein	hal	weist	ben	her	wie	sien	es
		lef	li	es	zeit	tbe	lie	vor	schwarz
die	mal	de	derf	le	iſt	leer	um	flog	gei
dunpf	es	mein	ge	o	brau	ge	iſt	war	traut
		ber	aus	mai	wan	iſt	ling	und	bel
mit	ſchrift	iſt	der	kem	gan	en	nicht	das	ich
ü	der	im		mef	de		früh	der	ne
		herbf	form	er	gen	men	him	de	nur

Dreißig.

In einer Schale birgt die Erste sich,
Die Erstzweite ist oft förderlich,
Das Ganze bringt der Liebe oftmals Schmerz,
Ist gierig, häßlich und zerreißt das Herz. W. J.

AUS EINEM BRIEF

DES DIREKTORS DES TECHNISCHEN MU-
SEUMS FÜR INDUSTRIE UND GEWERBE
IN WIEN:

Wien, im Dezember 1933.

Das Technische Museum erlaubt sich, ... Ihnen mitzuteilen, in wie hohem Maße von der Direktion des Technischen Museums und von allen Lesern Ihrer Monatsschrift an dieser der vorzügliche Inhalt und die prächtige Ausstattung geschätzt wird.

Die Nummern Ihrer Zeitschrift gehören zu den meistverlangten unter den zahlreichen Zeitschriften des Lesezimmers seiner allgemein zugänglichen und vielbenutzten Bücherei.....

Lösungen aus dem Novemberheft.

Dreieckrätsel.

Dollar, Kandis, Januar, Herbst, Schwur, Chemie, Bagdad, Chinin,
Mukden, Stelze, Schnee, Tonne, Wein.

Wir leben so dahin,
Und nehmens nicht in acht,
Daß jeder Augenblick
Das Leben fuerzer macht.

Gleichklang.

Auflauf.

Silbeneinschrätsel.

1. Andreas. 2. Laute. 3. Landtag. 4. Aroma. 5. Amalgam. 6. Eifel.
7. Hamborn. 8. Flöte. 9. Taucher. 10. Mekka. 11. Steiger. 12. Linde.
13. Wolgast.

Rudolf Böcking.

Geheimsschifträtsel.

Wenn du gibst, gib ungesehen,
Ganz dem Freund und mild dem Armen,
Du's aus innigem Erbarmen
Und vergiß es, wenn's geschehen.

Geibel.

Schlüssel: 1. Magdeburg. 2. Staßfurt. 3. Winger. 4. Havel.
5. Schnee.

Karreerätsel.

Mücke, Sommer, Talmud, Weiler, Tücke, Nacht, Igel, Chaos, Niobe,
Dachs, Linse, Schiller, Sinai, Geige, Inn.

Niemals ist man so glücklich oder so unglücklich,
wie man sich einbildet.

Kreuzworträtsel.

Baagerecht: 3. Gomez. 5. Bizet. 6. Arie. 8. Gera. 10. Mida.
11. Jfar. 12. Piano. 14. Moos. 15. Tram. 16. Laft. 18. Reis.
20. Auber. 21. Lira. 23. Blut. 25. Arve. 26. Trio. 27. Radio. 28.
Niede.

Senkrecht: 1. Tosca. 2. Weber. 4. Jara. 5. Bari. 6. Adam.
7. Gris. 8. Gent. 9. Ham. 12. Polka. 13. Orter. 16. Lara. 17. Tube.
18. Rest. 19. Solo. 21. Lehar. 22. Arno. 23. Bier. 24. Tango.

Geographisches Formenrätsel.

1. Jordan. 2. Hannover. 3. Basel. 4. Straubing. 5. Ansbach.
6. Eisenach. 7. Leipzig.

Johann Sebastian Bach, Eisenach, Leipzig.

Rösselsprung/Königszug.

Hast du der Wahrheit und dem Geist gelebt,
So ist das Alter Krone deines Strebens;
Hast du nur nach Genuß gestrebt,
So ist's der Kagenjammer deines Lebens.

W. Emmer.

Zielbesungen.

Saale.

**10 handschriftlich signierte Originalradierungen,
20 faksimilierte Handzeichnungen und Kupferstiche alter und neuer Meister
aus der Reichsdruckerei,
30 Bücher (Romane, Novellen, Reisebeschreibungen usw.),
50 Halbjahresfreibezüge der Zeitschrift „Das Werk“,
50 Vierteljahresfreibezüge der Zeitschrift „Das Werk“,
350 Einbanddecken und Sammelmappen,
also insgesamt über 500 Werbepremien,**

warten darauf, verteilt zu werden.

Die Anwärter?

Jeder „Werk“-Leser, der bis spätestens zum 25. Januar mindestens einen Neubezieher für
das Jahr 1934 gewonnen hat.

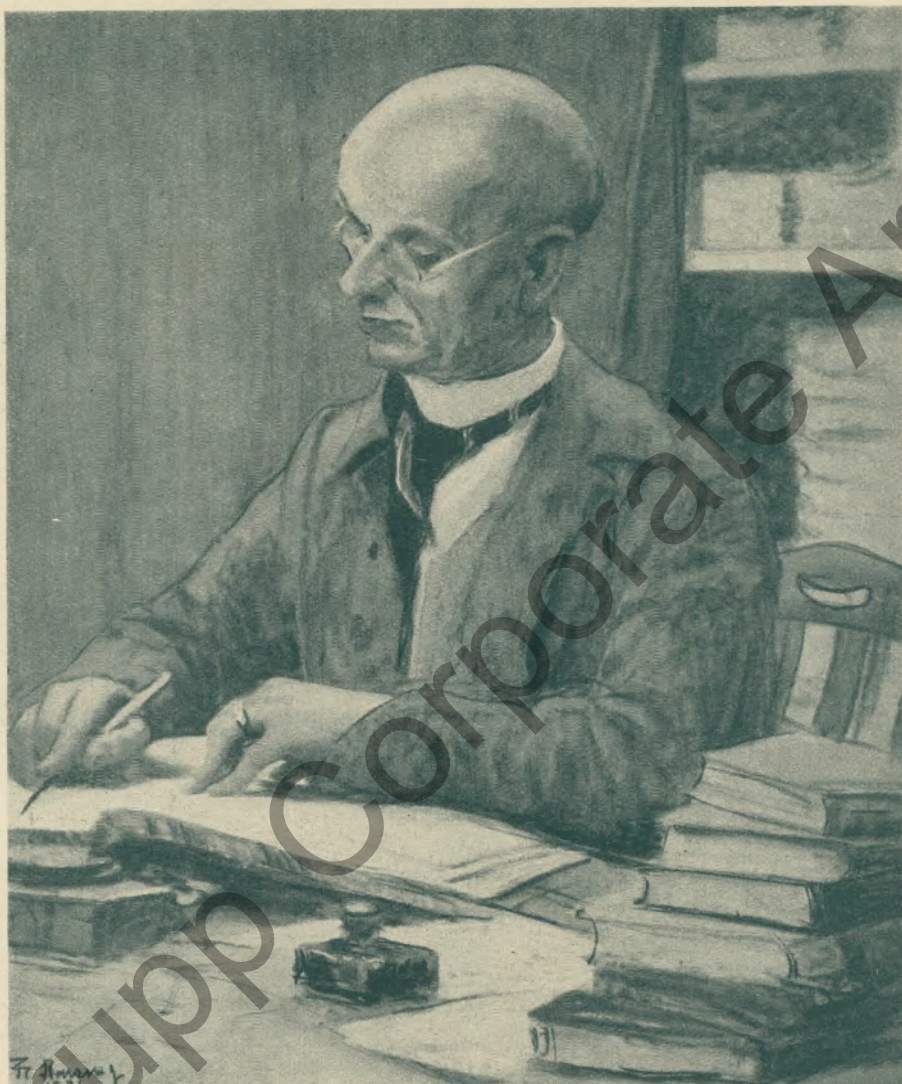
Die Verteilung der Werbepremien erfolgt ihrem Werte entsprechend nach der Zahl der neu-
geworbenen Bezieher.

Zwei wertvolle gerahmte Originalradierungen werden außerdem unter alle
Premienanwärter ohne Rücksicht auf die Zahl der erworbenen Bezieher verlost.

Die Anmeldung der neugeworbenen Bezieher erfolgt bei den Verteilungsstellen der Zeitschrift
durch Eintragung in die dort aufliegenden Bestelllisten. Nur soweit Zustellung durch die Post oder
den Buchhandel gewünscht wird, bitten wir, Name und Anschrift des Neubeziehers dem Verlag,
Düsseldorf, Breite Straße 69, unmittelbar mitzuteilen.

Die Bolanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Spottvögel



Der
Jahresabschluß.

Zeichnung
von Fritz Reusing.

Unerbittlich.

Geppe & Co. inserierten nach einer Stenotypistin. Am nächsten Morgen kamen die Bewerberinnen zu Dutzenden geströmt und standen auf dem Korridor Schlange. Die ersten zehn wurden empfangen, dann aber wußte sich Geppe nicht anders zu helfen, als daß er den Lehrling strikt anwies, es sei niemand mehr vorzulassen. Absolut niemand!

Gegen Mittag erschien eine resolut aussehende älterliche Dame, die Herrn Geppe persönlich zu sprechen wünschte. Der Lehrling hatte seit Stunden nur noch die eine immer wiederkehrende Antwort: „Heute nicht, Fräulein.“

„Aber ich muß ihn unbedingt sprechen“, protestierte stürmisch die Dame, „ich bin seine Frau!“

„Heute nicht, Fräulein...!“ tönte es unerbittlich zurück.

(Blätter vom Hause Henkel.)

Pleite.

Praxiteles ist pleite.

Der Kerkurs ist beantragt.

Der Perkurist schlägt vor: „Bieten wir schon dreißig Prozent.“

Brüllt Praxiteles: „Dreißig Prozent? Dreißig Prozent? Mit meinem Geld wollen Sie den Kasalier spielen?“ (Lloyd-Zeitung.)

*

„Mein Junge, der Schlingel, antwortet nicht mal auf meine Briefe.“

„Es gibt ein unfehlbares Mittel, ihn zum Schreiben zu bringen.“

„Das wäre —?“

„Schreiben Sie ihm: „Anbei sende ich dir fünfzig Mark...““

„Na, und —?“

„Aber legen Sie nichts in den Brief!“

(Die Woche.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigen Umschlag) 8 M., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigen Umschlag jährlich (12 Hefte) 3 M., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 M., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unbenutzte eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 66, wohn alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Same nummer Dr. sverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

Bestellen Sie rechtzeitig

Einbanddecken und Sammelmappen

Die Preise betragen für eine

Einbanddecke in braunem Halbleinen	RM. 0,75
" " " Ganzleinen	" 1,—
" " " Halbleder	" 1,75

Die Preise der **für Geschenkw Zwecke** besonders geeigneten

Einbanddecken in dunkelgrünem, farbechten Indanthrenleinen mit Titel in Golddruck betragen

in dunkelgrünem Ganzleinen RM. 1,20

in Halbleder (dunkelgrüner Leinendeckel, abgetönter grüner Lederrücken und Lederecken)
RM. 1,90

Sammelmappen, geeignet zum Aufbewahren älterer Jahrgänge sowie für den Januar 1934 beginnenden neuen Jahrgang:

Die unter Verwendung von lichtbeständigem Indanthrenleinen hergestellten Mappen sind in einem dunkelgrünen Farbton gehalten und zeigen auf der Deckelseite in Golddruck die Aufschrift „Das Werk“ ohne Jahreszahl. Die Mappen veralten daher nicht und sind nach Abschluß eines Jahrganges stets von neuem zu verwenden. Die Mappen sind in zwei Ausführungen erhältlich.

Halbleinen: Leinenrücken und -ecken, Einschlagleisten aus biegsamem Karton
RM. 1,—

Ganzleinen: Besonders starke, dauerhafte Ausführung, Einschlagleisten aus doppelter Leinendecke mit festem Kartenvorstoß und Randverschnürung RM. 1,75

Zu den vorgenannten Preisen treten bei Postversand die Selbstkosten für Porto und Verpackung.

Bei Postbezug oder Auslieferung durch den Buchhandel sind Bestellungen auf Decken unmittelbar an die Schriftleitung Düsseldorf, Breite Straße 28, zu richten.

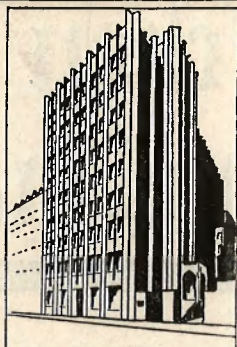
Einbanddecken für ältere Jahrgänge

Zahlreiche im Laufe des letzten Jahres eingegangene Bestellungen auf Einbanddecken für ältere Jahrgänge konnten nicht erledigt werden, da der Bestand restlos vergriffen war. Dem dringenden Wunsche langjähriger „Werk“-Leser entsprechend, haben wir eine Anzahl Einbanddecken ohne Jahreszahl anfertigen lassen, die zum Einbinden der Jahrgänge 1925/26, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932 und 1933 verwandt werden können.

**„Das Werk“
steht die Sonne
nicht unter gehen**



Das Werk



Monatschrift
für
Wirtschaft und Kultur

**Sein Leserkreis
erstreckt sich
über:**



Argentinien, Australien, Belgien, Bolivien,
Brasilien, Britisch-Indien, Bulgarien, Chile,
China, Columbien, Dänemark, Danzig, England,
Finnland, Frankreich, Griechenland, Holland, Italien,
Japan, Lettland, Litauen, Luxemburg, Neuseeland, Niederl.-
Indien, Norwegen, Österreich, Polen, Portugal, Rumänien, Ruß-
land, Schweden, Schweiz, Spanien, Tschechoslowakei, Ungarn, USA.

Über siebenunddreißig europäische und außereuropäische Länder ist die große Gemeinschaft der „Werk“-Leser verbreitet, deren langjährige Treue das einstimmige Urteil der deutschen und ausländischen Tagespresse bestätigt:

„ eine der besten deutschen Kulturzeitschriften“,

die

„in bunt wechselnder Reihe Beiträge aus allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Kultur, aus Technik und Wissenschaft, aus Kunst und Literatur, aus Wirtschaft und Volkstum bringt“. (Münchener Neueste Nachrichten)

„gediegen und reich ausgestattet, bestrebt ist, von allem nur das Beste zu bieten“. (Schwäbischer Merkur, Stuttgart)

„den Berufs- und Wissenkreis des Kaufmanns und Technikers in Beziehung zum wissenschaftlichen Hintergrund des Gegenwartsbewußtseins, zu den Grundlagen der Wirtschaftserkenntnis, zur Weltübersicht bringt“. (Kölnische Zeitung)

„auf klarer Grundlage aufgebaut und bemüht ist, dem Gebildeten in den Wirrnissen unserer Tage einen Ruhepunkt zu geben, und zwar nicht nur dem Leser, der inmitten der Industrie steht oder Berührungspunkte dazu hat, sondern darüber hinaus jedem, der sich ein Bild machen will von jenen Kräften, die mit in erster Linie dazu berufen sind, am Wiederaufbau zu helfen“. (The New Era, New Ulm, USA.)

„den Ausdruck eines wirklich völkischen Bewußtseins widerspiegelt, nicht propagandamäßig hineingetragen, reklamemäßig aufgeblasen, sondern unauffällig durchgestaltet, so daß eine große deutsche Linie eingehalten wird, die nicht eng begrenzt, sondern weiten Horizont zeigt, wie all das, wo es wirklich um künstlerische Gestaltung eines deutschen geistigen Momentes geht“. (Krefelder Zeitung)

kurz gesagt, „vorbildlich ausgestattet und von hoher, durchaus unparteiischer Warte geleitet, mit Recht als eine der vornehmsten Monatschriften gilt, die heute in Deutschland herauskommen“. (Deutsche Zeitung, Sao Paulo)